

Carl von Tschirschky-Boegendorff.

Ein Beitrag zur Geschichte der Erweckung in Minden-Ravensberg und zur Familiengeschichte des Reichskanzlers Michaelis.

Von Lic. Cajus Fabricius, Universitätsprofessor in Berlin,
z. Z. in Münster i. W.

Am Grabe.

Bei der kleinen Weserstadt Blotho, nicht fern der Westfälischen Pforte, erhebt sich ein breiter, ragender Rücken, der Winterberg genannt. Bauern beackern den Boden und wohnen auf ihren einsamen Höfen unter hohen, schattigen Bäumen an den Hängen und auf den Höhen des Berges. Unter den Höfen aber ist einer, der ein geheimnisvolles Heiligtum birgt. Hier liegt unter Obstbäumen zwischen Bauernhaus und Brunnen — ein einsames Grab. Bald hundert Jahre sind vergangen, seit hier ein Wanderer den Erdenlauf beschloß. Aber immer noch wird das Grab von den Bewohnern des Hofes treulich gepflegt und mit Blumen geschmückt, leise erklingt noch heute im Lande ringsum die Kunde von dem, der hier seine letzte Ruhe gefunden hat, und manch einer ist schon hinaufgepilgert, die Stätte zu betrachten und ehrfurchtsvoll des Mannes zu gedenken, von dessen Schicksal sie erzählt.

So bin auch ich zum Grab hinaufgestiegen. Mich trieb ein ganz besonderer Beweggrund: die Lebensgefährtin, die ich mir erwählt, ist vom Geschlechte dessen, der dort oben schlummert. Mit ihr und ihrer Schwester habe ich mich auf den Weg gemacht.

Es war an einem Septembernachmittag des Jahres 1917, als wir in Blotho anlangten. Wir wanden uns aus dem Menschengewimmel des Bahnhofs heraus und wanderten durch

das Städtchen hindurch. Jenseits der Häuser führte uns ein sanft ansteigender Fahrweg auf den Rücken des Winterberges. Je höher wir stiegen, desto weiter schweifte unser Blick nach allen Seiten in die Ferne. Wir schauten ins lippische Land hinein, über den glitzernden Weserstrom zur Porta hinüber und weit hinaus in die westfälische Ebene, die im goldenen Schein der sinkenden Sonne unter zerrissenen, wechselnden Wolkengebilden dunstig verdämmerte.

Nach kurzer Wanderung waren wir am Ziel. Wir traten in den Schatten uralter Buchen, unter deren grünem Laubdach ein hochgiebliges Fachwerkhaus hervorschimmerte. Und vor dem Hause lag das Grab in schlichtem Eisengitter. Dunkelrote Dahlien blühten auf dem Hügel, auf dem verwitterten Grabstein aber stand geschrieben:

HIER RUHT EIN GETREU-
ER KNECHT DES HERRN DER
UM CHRISTI WILLEN IN
DAS GEFÄNGNIS GEWORFEN
UND ALLDORT GESTORBEN
KARL V. TSCHIRSCHKY
STARB DEN 9. JUNI 1833
ALT 31 JAHR

Wir traten in das Haus, wo uns der Kolon Kiso mit den Seinen gastlich aufnahm. Er nötigte uns in die Wohnstube und bewirtete uns freundlich. Er setzte sich zu uns, und wir tauschten unsre Gedanken aus über Vergangenheit und Gegenwart. Wir gedachten des Mannes, der da draußen ruhte, und seines merkwürdigen Geschicks. Hier, in dieser Stube, hatte er am Pfingstfest 1833 seine letzte Erbauungsversammlung gehalten, hier war er mitten in der andächtigen Gemeinde verhaftet und ins Gefängnis abgeführt worden. Wir sprachen auch von dem Wohlergehen und der Tüchtigkeit seiner Nachkommen, seiner Enkel und Enkelinnen, seiner Urnenkel und Urenkelinnen, von denen zwei in unsrer Mitte saßen, als lebendige Zeugen von der Blüte seines Geschlechts. Wir gedachten besonders lebhaft auch seines Enkels Georg Michaelis,

der gerade jetzt, in einer schweren und wirren Zeit, die Last des Kanzleramtes trug.

Dann traten wir den Heimweg an. Wir gingen denselben Weg, den einst der Gefangene geführt worden war. Und vor unseren Blicken erhob sich im Vordergrunde drohend der Amtshausberg mit den Trümmern der Burg von Blotho. Da drüben war er im Gefängnis gestorben. Und von hier schweiften unsre Blicke wieder in die Weite. Da lagen die Dörfer und Städtchen, in denen Andächtige den Worten seiner Predigt gelauscht hatten. Die Sonne ging unter, und die Schatten der Nacht legten sich über Berg und Tal, über Strom und Ebene, während wir vom stillen Winterberge in das Menschengewimmel hinunterstiegen und unsre Gedanken aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurückkehrten.

Aber wie hat sich denn nun eigentlich die merkwürdige Geschichte Carl von Tschirschkys zugetragen? Ich will sie der Nacht der Vergessenheit entreißen. Sie ist wohl wert, behalten zu werden, nicht nur von denen, die seines Geschlechtes sind, sondern auch von allen, welche den westfälischen Boden und seine Bewohner lieben und gern die Kunde vernehmen von dem, was sich unter ihnen ereignet hat. Und darüber hinaus wird manch einer, der das Werden der Religion oder das eigentümliche Wesen des frommen Gemüts erforscht, die Geschichte lehrreich finden. Die uralten und immer wiederkehrenden Spannungen zwischen Kultur und Religion, zwischen weltoffener Gottesverehrung und weltflüchtiger Gottversunkenheit, zwischen kirchlichem Gemeinssinn und keizerischem Individualismus finden im Leben Carl von Tschirschkys ihren typischen Ausdruck, und die Töne der Mystik, die zu allen Zeiten erklingen sind und gerade auch in der Gegenwart laut erklingen, schallen uns auf Schritt und Tritt aus seinen Worten mit elementarer Kraft entgegen. Zugleich aber bekommt sein Lebenslauf durch die besonderen Zeitumstände sein ganz eigentümliches Gepräge und seinen unerwartet tragischen Abschluß. Und noch eins ist lehrreich an dieser Geschichte. Wenn man das Leben Carl von Tschirschkys im ganzen überblickt und noch das seiner Nachkommen hinzunimmt, so bekommt man eine Ahnung von den Kräften, die geheimnisvoll die Welt-

geschichte im Innersten bewegen, und zugleich von der Art, wie diese Kräfte wirken. Gewiß, es sind nicht welterschütternde Vorgänge ersten Ranges, die wir zu berichten haben. Aber gerade das ist interessant zu beobachten, wie große Geistesbewegungen im einzelnen, im kleinen, im verborgenen wirken, und aus der Stille heraus dann wieder im großen, öffentlichen Leben ihre Macht entfalten.

So ist das Leben Tschirschkys in vieler Hinsicht merkwürdig, und sein überraschender Verlauf fordert zum Erzählen heraus. Im Laufe der Jahre hat sich denn auch schon mancher Erzähler gefunden, und man kann heute wohl ein Duzend gedruckte und ungedruckte Berichte größeren, kleineren und kleinsten Umfangs zählen. Diese Quellen sind von sehr verschiedener Art. Da stehen neben trockenen amtlichen Beurkundungen und nüchternen Aufzählungen der Thatfachen solche Erzählungen, die von kalter Verständnislosigkeit, ja von feindseliger Abneigung diktiert sind, und auf der anderen Seite wiederum solche, in denen lebhaftere innere Sympathie zu spüren ist oder kindliche Pietät die Feder führt oder fromme Dankbarkeit ein verklärtes Bild des verehrten heiligen Mannes zeichnet. Und dazu kommen dann noch — als vornehmste Quelle, an der alle anderen gemessen werden müssen — die knappen, aber inhaltschweren Aufzeichnungen von Tschirschkys eigener Hand, die uns in sein Innerstes blicken lassen und in denen jeder Buchstabe das Gepräge seines Geistes trägt. Dieser verschiedenartige Charakter der Quellen ist ebenso lehrreich und erheischt ein ebenso allgemeines Interesse wie die Merkwürdigkeit des Inhalts. Wir haben hier eine selten gute Gelegenheit, in das Werden geschichtlicher Überlieferung hineinzuschauen, und ganz besonders reizvoll ist es zu sehen, wie sich der zarte Schleier der Legende allmählich über die rauhe Wirklichkeit senkt, und wie das Bild des Menschen allmählich zum Heiligenbilde verklärt wird.

Ich habe gesammelt, was ich an Erzählungen und einzelnen Nachrichten nur irgend zu finden vermochte, und will nun versuchen, danach ein Bild zu zeichnen, in dem man die Wahrheit deutlich erkennen kann.

Erziehung zur Vernunft und Tugend.

Carl Heinrich Otto von Tschirschky und Boegendorff stammte aus einem vornehmen schlesischen Adelsgeschlecht, dessen Ahnen bereits im Jahre 1329 urkundlich genannt werden. Sein Vater, Ferdinand Leonhard von Tschirschky, war königlich preußischer Kammerherr, Domherr zu Herford, Erb- und Grundherr von Kaulwitz und Obischau, Großgraben und Stampen. Seine Mutter Marianne Charlotte war eine geborene Freiin von Lüttwitz aus dem Hause Raake. Carl wurde am 19. Februar 1802 auf dem Rittergut Kaulwitz bei Namslau geboren. Er war das zweitjüngste von mehreren Kindern. Über seine Geschwister ist uns nichts Näheres bekannt. Nur seine Schwester Henriette, die einen Freiherrn von Kottwitz in Boyadel heiratete, begegnet uns in seinem späteren Leben.

Dem äußeren Glanz des Hauses entsprach kein inneres Glück. Die Ehe der Eltern wurde schon im Jahre 1803, also gar nicht lange nach Carls Geburt, geschieden, so daß der Knabe niemals den Frieden eines glücklichen Familienlebens, sondern nur den Gram einer verstoßenen Frau kennen gelernt hat. Der Vater siedelte auf das Rittergut Peuke bei Ols über und verheiratete sich mit einer Gräfin von Nostitz, die ihm noch neun Kinder schenkte. Carl hat, so viel wir wissen, meist bei seiner Mutter gelebt, hat aber auch mit seinem Vater und dessen neuer Familie verkehrt.¹⁾

¹⁾ Die Personalien stammen aus den Kirchenbüchern von Kaulwitz und Peuke sowie dem Gothaischen genealogischen Taschenbuch (Uradlige Häuser 1916, S. 821 ff. und Freiherrliche Häuser 1904, S. 396). Daraus entnehme ich noch folgende Daten: Der Vater: geb. 29. 1. 1772, gest. Breslau 29. 6. 1842. Die Mutter: geb. 15. 10. 1771, gest. Boyadel 25. 12. 1834. Sie heirateten am 15. 7. 1794. Von Geschwistern sind ermittelt: 1. Henriette Charlotte Ernestine, geb. 17. 3. 1799, gest. 23. 8. 1850, verheiratet mit Alexander Otto Konrad Freiherr von Kottwitz auf Boyadel am 24. 11. 1820. 2. Ferdinand Ernst Leonhard, geb. in Kaulwitz 4. 9. 1800. 3. Heinrich Leonhard, geb. in Kaulwitz 12. 1. 1803, gest. im Mai 1803. Die zweite Ehe des Vaters wurde geschlossen wahrscheinlich am 20. 11. 1808. Die neun Kinder aus dieser Ehe wurden sämtlich in Peuke geboren. Der älteste Sohn (der uns später noch begegnen wird) hieß Heinrich August, geb. 16. 10. 1809. Er wurde Offizier. Von seinen Brüdern werden einige mit ihren Nachkommen im Gothaer Kalender aufgeführt.

Über den äußeren Lebensgang des jungen Tschirschky in der Zeit bis 1820 wissen wir fast gar nichts. Er besuchte die Schulen in Brieg und Ols und hat das Gymnasium zu Ols im Herbst 1817 verlassen. Das ist alles, was wir mit einiger Bestimmtheit sagen können. Aber von dem Geist, in dem er erzogen und von der Frömmigkeit, in der er aufgewachsen ist, können wir uns eine ziemlich deutliche Vorstellung machen.

Carl von Tschirschky ist nicht in der Frömmigkeit Zinzendorfs oder überhaupt des Pietismus groß geworden. Man könnte freilich bei einer schlesischen Adelsfamilie der damaligen Zeit im voraus Einflüsse von Herrnhut erwarten. Allein wir finden davon in unsern Quellen keine Spur. Vielmehr deutet alles darauf hin, daß es die Luft der deutschen Aufklärung mit ihrer Vernunft- und Moralitätsreligion gewesen ist, welche die Seele des jungen Tschirschky eingeatmet hat. „Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt — der Mensch ist frei geschaffen, ist frei — und die Tugend, sie ist kein leerer Schall, der Mensch kann sie üben im Leben“ —, diese drei Schillerschen „Worte des Glaubens“ bezeichnen treffend den Zeitgeist, in dem unser Tschirschky aufgewachsen ist. Man war sittlich ernst gestimmt. Man forderte einen tugendhaften Lebenswandel. Die Kraft zur Tugend aber erwartete man nicht von einer überwältigenden Einwirkung der Gnade Gottes in Christus, sondern in erster Linie von der allen Menschen gleichermaßen eingeborenen natürlichen Vernunft, und man verehrte Gott vor allem als den Urheber der sittlichen und natürlichen Weltordnung. Tugend galt als wahre Frömmigkeit, und ein Reich vernünftiger Wesen unter Tugendgesetzen als das wahre Gottesreich.

Carl von Tschirschky bekam im Jahre 1817, um die Zeit, als er sein fünfzehntes Lebensjahr vollendete, ein kleines Gedekbuch geschenkt. Darin haben seine Verwandten und Bekannten ihre Lebensweisheit in kurzen Sprüchen eingetragen. Und da klingt uns fast überall ein Bekenntnis zur Vernunft und Sittlichkeit und zur vernünftig-sittlichen Religion entgegen. Wir lesen:

„Es sei Dein liebstes Gut ein frommes weises Herz,
dies mehre Deine Lust, dies mindre Deinen Schmerz;
sonst alles, nur nicht dies, kann Dir entrißen werden.

Zu wissen, es sei Dein, zu fühlen, daß Du's hast,
dies Glück erkaufft Du nicht durch aller Güter Last,
und ohne dieses Herz schmeck noch so viel Vergnügen,
es ist ein Rausch, und bald, bald wird der Rausch verfliegen.

Dir, mein lieber Sohn gab der Höchste gute Anlagen des
Geistes und des Herzens. Dieselben dankbar zu benützen
müßtest Du nie versäumen. Dann wirst Du jetzt die Freude
und in der Zukunft einst die Stütze sein und werden Deiner
treuen Mutter

Marjanne v. Tschirschky.

d. 5. 2. 1817." —

„Quidquid agis, prudenter agas et respice finem! —
diese goldene Regel, mein lieber Sohn, empfehle ich Dir für
Dein ganzes Leben, sie sei die Richtschnur aller Deiner Hand-
lungen, und mit Gewißheit bin ich überzeugt, daß, wenn Du
meinem Rate folgst, Du einst ein ganz vollkommen glücklicher
Mann werden wirst. Das ist der herzlichste Wunsch Deines
treuen Vaters.

F. L. v. Tschirschky.

Peuke, den 5. Febr. 1817." —

„Laß Tugend und Gottesfurcht, solange Du lebst, alle
Deine Handlungen begleiten.

Das, guter Carl, ist mein aufrichtiger Wunsch und meine
herzliche Bitte.

H. v. Nostiz."

„Aus dem Herzen nur enthüllet
sich des Menschen schönster Wert,
und die Kraft, die ihm den Busen schwillet,
ist die Tugend, die er ehrt.

Was man weiß, kann jeder wissen,
doch das Herz, das haben wir allein.
Möchtest Du das glauben müssen,
o, Du würdest wahrhaft glücklich sein.

Zur Erinnerung an Deine Freundin und Cousine
Marianne v. Schuckmann.

Breslau, den 1. Febr. 1817." —

„Die Menschen spannen die Segel
und richten die Masten;
aber ein höheres Wesen sitzt an der Spitze
führet das Ruder und spricht: So soll's sein!

Zur freundschaftlichen Erinnerung an S. von Beibindt.
Öls, den 25. März 1817." —

„Wahrheit und Recht begleite Sie auf allen Wegen Ihres Lebens!

Zum Andenken an
Dr. C. Günther, Direktor des Gymnasiums.
Öls, 11. September 1817.“ —

„Wohl dem, der früh es wagt, zu haben, was er hat,
an Kraft zu edler That, an Kraft zu edler Freude!

Zum Andenken an
Chr. v. Fülle, Prorektor am Gymnasium.
Öls, den 14. September 1817.“ —

„Härte dich früh mit der Kraft und der männlichen Würde des
Alters,
daß du den schmeichelnden Kampf jeder Verführung bestehst.
Spät dann schmückt der Sieg mit dem Maikranz ewiger Jugend
noch Dein fröhliches Haupt, wenn es zur Urne sich neigt. —

Zur Erinnerung an deinen Freund v. Minckwitz.
Öls, den 24. Sept. 1817.“ —

„Im Glück sich mäßigen, im Sturm nicht zagen,
das Unvermeidliche mit Würde tragen,
das Rechte tun, am Schönen sich erfreun,
das Leben lieben und den Tod nicht scheun,
und fest an Gott und bessere Zukunft glauben,
heißt leben, heißt dem Tod sein Bittres rauben.

Ermnern Sie sich bei diesen Zeilen an Ihren Sie wahr-
haft liebenden Freund Adolf von Boehm.

Öls, den 26. Oktober 1817.“ —

Man sieht, es ist ein ziemlich einheitlicher Geist, der aus
den Zeilen des Gedenkbuchs spricht. Nur eine Eintragung
verrät eine wesentlich leichtere Lebensauffassung:

„Redlich denken, die Schönen Herzen,
im Glücke lachen, im Unglücke scherzen,
Freunden dienen, den Feind nicht meiden,
dies sind des Mannes höchste Freuden.

Zum Andenken von Ihrem Freunde von Boehm.
Öls, den 28. Sept. 1817.“ —

Sehen wir hiervon ab und von einigen anderen Sprüchen,
die ich nicht wiedergebe, weil sie keine bestimmte Lebens-

anschauung verraten, so werden wir zusammenfassend sagen dürfen: der immer wiederkehrende ernste Appell an die eigne sittliche Kraft, gelegentlich begleitet von einem Aufblick zu Gott — das ist es, was Eltern und Lehrer, Verwandte und Freunde dem jungen Tschirschky ans Herz legen als das beste, was sie zu bieten haben. Natürlich darf man aus Stammbuchversen nicht vorschnell Schlüsse auf die Persönlichkeiten ziehen, die sie geschrieben haben. Manche besaßen gewiß mehr als sie auszudrücken vermochten, andre wieder blieben gewiß hinter der Lebensweisheit zurück, die sie predigten. Aber im allgemeinen werden wir doch nicht fehl gehen, wenn wir sagen: es ist der sittlich-vernünftige Geist der deutschen Aufklärung gewesen, der in der Umgebung des jungen Tschirschky lebendig war.

Und dieser Geist hat allem Anschein nach auch seiner eignen innersten Gesinnung entsprochen. Das Gedenkbuch ist ihm ohne Frage ein wertvoller Besitz geworden. Er hat den leeren Blättern dieses Buches in seinen späteren Jahren die geheimsten Gedanken seines Herzens anvertraut. Das hätte er schwerlich getan, wenn ihm nicht dieses Buch von früher her als Quelle der Lebensweisheit lieb und wert gewesen wäre.

Aus den Jahren 1818 und 1819 haben wir keinerlei direkte Nachricht von dem Leben Carl von Tschirschkys. Erst aus dem März 1820 findet sich wieder eine Eintragung im Gedenkbuch. Sie stammt von der Hand eines Pfarrers, bei dem sich Carl kurz vorher — vielleicht längere Zeit — aufgehalten und mit dem er ernste Gespräche über die letzten Lebensfragen geführt hat. Auch dieser Geistliche wußte seiner suchenden Seele keinen andern Rat zu geben als den, sich ganz auf die eigne Kraft zu stellen. Er schreibt:

„In unsrer eignen Brust sind unsres Schicksals Sterne.“

„Worte aus unsrer Unterredung am letzten Abend Ihres Aufenthaltes in meinem Hause, die alles sagen, was für Ihre neue Laufbahn und Ihre Lebenszufriedenheit wünscht Ihr wohlmeinender Freund

Taesler, Pastor in Schmollen.

den 3. März 1820.“

Mit dieser Weisheit ausgerüstet ging der Ahtzehnjährige ins Leben hinaus.

Erweckung.

Das geistige Leben der Zeit war voll von Unruhe, Gärung und Gegensätzen. Die Welt der Aufklärung versank, das Zeitalter der Erweckung ging auf. Das nüchterne, verstandesmäßige Denken mit seiner Neigung zum Gleichmachen und Abstrahieren verlor seine Macht, und die ganze große Wirklichkeit, die majestätische Tatsächlichkeit der Geschichte und der Natur draußen und der Schaffende, ins Unendliche stürmende Geist im Innern des Menschen nahmen das Wort. Die gewaltigen politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte hatten die Menschheit mächtig erregt. Die französische Revolution, die Kriege, die ihr folgten, der Völkerbezwinger Napoleon und die Begeisterung der Freiheitskämpfe hatten das deutsche Gemüt im Innersten aufgewühlt. Aber es waren nicht die politischen Ereignisse allein, welche die neue Zeit heraufführten; es waren Tatsachen der Wirklichkeit, für die man im Aufklärungszeitalter kein Auge gehabt hatte und die sich jetzt Geltung verschafften, und es waren Kräfte des menschlichen Geistes, die brach gelegen hatten, sich aber jetzt mächtig entfalteten, in großen Persönlichkeiten Gestalt gewannen und den Massen einen neuen Geist verliehen.

Im politischen Leben auf der einen Seite hochfliegende Träume von Freiheit und Völkerfrühling, auf der anderen Seite strengstes Festhalten an den geschichtlich gewordenen staatlichen Formen, im Gebiet des Erkennens eine die gesamte Wirklichkeit aus schöpferischem Denken herausspinnende Spekulation und zugleich eine zunehmende Beugung vor dem erfahrungsmäßig Gegebenen, in der Kunst die klassische Verklärung der Wirklichkeit und dann der kühne Hochflug der Romantik — das waren die Zeichen der Zeit im weltlichen Geistesleben.

Und die gleiche Bewegung zeigt sich auch im Gebiet der Religion. Man hatte das Vertrauen zur Vortrefflichkeit der natürlichen Vernunft verloren und man suchte nach einem Halt bei dem Gott, der in den überwältigenden Ereignissen der Geschichte und in den geheimnisvollen Tiefen des eignen Gemütes mit wunderbarer Kraft sich kund tut. Man hatte in Krieg und Revolution die sündigen Leidenschaften der menschlichen

Natur ihre wilden Orgien feiern sehen, man hatte Napoleon als Gottesgeißel für eigne Sünden der Friedenszeit empfunden, man tat ernstliche Buße und flüchtete sich zur Gnade Gottes und zum Heiland der Sünder. Das war die Erweckung des Glaubens, die damals Unzählige erlebten. Dabei nahm die Frömmigkeit in den einzelnen Erweckten mannigfache und zum Teil einander widerstreitende Formen an. Die einen wurden vom alten Pietismus in seinen verschiedenen Gestalten gewonnen, andre kehrten zu einem streng kirchlich-konfessionellen Christentum zurück, andre wieder vertieften ihre Frömmigkeit in einer dieser Richtungen, ohne die Weltoffenheit der Aufklärung zu verlieren, wieder andre verbanden fromme Stimmungen mit neuen philosophischen Systemen, und endlich gab es auch solche, die sich den Sekten oder den alten Mystikern zugesellten oder in frommer Begeisterung ihre eignen Wege gingen.¹⁾

Von diesem gewaltigen Strom des neuen Lebens ist auch der, dessen Lebensgeschichte wir erzählen, ergriffen und fortgerissen worden.

Der Lebensberuf, den Carl von Tschirschky gewählt hatte, war der des Offiziers. Anfang 1820 trat er bei den Gardehusaren in Berlin ein. Die Offiziersstammliste des Regiments gibt uns kurz die Hauptdaten seiner militärischen Laufbahn an: „Im Januar 1820 als Dreijährig-Freiwilliger mit Aussicht auf Beförderung beim Gardehusaren-Regiment eingetreten, 25. September 1820 Portepeefähnrich, 19. März 1822 aggregierter Sekondeleutnant, 18. Mai 1823 einrangiert, 7. Juni 1832 unter gesetzlichem Vorbehalt entlassen. Dienstzeit im Regiment: 12 Jahre 6 Monate.“ Im Jahre 1823 wurde er mit dem ganzen Regiment

¹⁾ Über den Geist der Zeit im allgemeinen und die religiöse Erweckung im besonderen berichten alle Lehrbücher der neuesten Kirchengeschichte. Von Darstellungen aus den letzten Jahren seien genannt: Seeberg: Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert, 2. Aufl., Leipzig 1904. Geschichte der christlichen Religion (Neuzeit von Troeltsch) in Hinnebergs „Kultur der Gegenwart“, 2. Aufl., Berlin u. Leipzig 1909. Krüger: Handbuch der Kirchengeschichte Bd. 4 (von Stephan), Tübingen 1909. Ziegler: Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts, 10.—14. Tausend, Berlin 1911. Mancherlei nützliches Material enthält das erbaulich geschriebene Werk von Liesmeyer: Die Erweckungsbewegung in Deutschland während des 19. Jahrhunderts (4 Bde.), worauf ich noch zurückkomme.

von Berlin nach Potsdam versetzt. Sein Regimentskommandeur war von 1821—1832 Oberst von Malachowski.¹⁾

Es war ein vornehmes und üppiges Regiment, in das Carl von Tschirschky eingetreten war, und er hat sich während der ersten Jahre seiner Dienstzeit den galanten Lebensgewohnheiten seiner Kameraden nicht entzogen, sondern die Freuden dieser Welt ausgiebig genossen. Ein ausschweifender Wüstling ist er freilich nicht gewesen. Darüber liegen uns keinerlei Zeugnisse vor. Im Gegenteil: der ernste Sinn, den wir vorher und nachher bei ihm finden, wird ihn auch in dieser Zeit nicht ganz verlassen haben. Aber es gab allerdings Augenblicke in seinem Leben, wo er Versuchungen nicht widerstand, wo das fromme Herz, das seine Mutter ihm gewünscht, und die kluge Berechnung, die sein Vater ihm empfohlen hatte, sich doch als gar zu schwach erwiesen, wo die Schicksalssterne in der eignen Brust, auf die sein Seelsorger ihn hingewiesen hatte, in die Irre leuchteten und wo die leichten Freuden des Mannes, von denen sein Freund Boehm ihm ins Gedenkbuch geschrieben hatte, ihren überwältigenden Zauber auf ihn ausübten.²⁾

Religiöse Eindrücke empfing Tschirschky während seiner ersten Potsdamer Zeit hauptsächlich bei den Besuchen des Regiments in der Garnisonkirche, an denen er pflichtmäßig teilnahm. Hier hörte er die Predigten eines Mannes, der später in seinem Leben noch eine ganz besondere Bedeutung bekommen sollte. Es war der evangelische Bischof Eylert, der seit der Zeit des unglücklichen Krieges Hof- und Garnisonprediger war, ein glatter, gewandter Hofmann, der dem Könige so nahe stand, daß er sich selbst als dessen „Confessionarius“ bezeichnete. Er war theologisch kein extremer Rationalist. Er hatte als Student in Halle einen gemäßigten Rationalismus sich angeeignet,

¹⁾ Er ist zuletzt Premierleutnant gewesen. So nennt ihn wenigstens das Grünberger Kirchenbuch in der Notiz über den Tod seiner Gattin. Über Garnisonen und Kommandeure des Regiments s. Bredow-Wedell: Historische Rang- und Stammliste, Berlin 1905.

²⁾ Noch aus der Zeit, als Tschirschky zu einem stärkeren Glauben bekehrt war und andere bekehrte, hat er nach seinem eigenen Zeugnis Zeiten des Abfalls erlebt. Daraus dürfen wir schließen, daß dergleichen erst recht in den ersten Jahren seiner Militärzeit vorgekommen ist.

der den Grundsatz befolgte, die Unterschiede der neuen gegen die alte Glaubensweise vor der Gemeinde zurücktreten zu lassen. Dann hatte er sich im Laufe der Jahre mehr zum Glauben der Reformation hingewandt, ohne freilich den Standpunkt eines Hengstenberg zu erreichen, gegen dessen Kirchenzeitung er noch an seinem Lebensabend öffentlich protestierte. Er hat die Achtung vor der Vernunft und das Interesse und Verständnis für weltliche Kultur niemals verloren, war aber doch aufgeschlossen für das neu erwachende religiöse Leben und förderte fromme Unternehmungen kirchlicher Art, wie er denn Präsident der kürzlich begründeten Potsdamer Bibelgesellschaft war. Er war ein Mann der milden Vermittlung, dem alles Schrofne zuwider war, einer der Väter der preussischen Union und der neuen Agende. Er hatte übrigens eine hohe Meinung von dem Gewicht seiner eignen Person. Bezeichnend dafür ist die Fülle von Würden, die er auf dem Titelblatt seines Buches über Friedrich Wilhelm III. unter seinen Namen setzt: „Der Philosophie und Theologie Doktor, evangelischer Bischof, königlicher Hofprediger zu Potsdam, Domherr zu Brandenburg, Ritter des Roten Adlerordens 1. Klasse mit Brillanten und des Zivilverdienstordens der Bayrischen Krone, Ehrenbürger zu Potsdam und Hamm“. Unter der Kanzel dieses einflußreichen Kirchenfürsten hat unser Leutnant gar manches Mal* gefessen und seine wortreichen, von Salbung übersießenden Predigten gehört, die ihn zwar nicht im Innersten aufwühlten, aber doch einen starken Eindruck auf ihn machten.¹⁾

So gingen die ersten Potsdamer Jahre dahin, in immer wiederkehrendem Wechsel von strengem Dienst, ausgelassenem Vergnügen und gelegentlicher frommer Vertiefung.

Da trat eine durchgreifende Wandlung in seinem inneren Leben ein. Im Juli 1828 weilte in Potsdam ein frommer Schweizer Naturforscher, Professor von Tscharner aus Bern. Dieser merkwürdige Mann reiste seit mehreren Jahren durch die großen

¹⁾ Eylert war von Geburt Westfale. Sein Vater war Professor der Theologie und Prediger der reformierten Gemeinde in Hamm. Der Sohn war Amtsnachfolger des Vaters bis 1806. Siehe den Artikel über E. (von Tholuck) in Herzogs Realenzyklopädie, 3. Aufl., Bd. 5.

Städte Deutschlands und hielt volkstümliche Vorträge über naturwissenschaftliche Gegenstände. Dadurch wollte er aber seine Zuhörer nicht bloß wissenschaftlich belehren, sondern sie in ihrem innersten Wesen umwandeln. Darum sprach er seine religiöse Überzeugung immer aufs neue offen und kräftig aus. Er gehörte zu jenen entschiedenen, aggressiven Laienpersönlichkeiten, die als ganze Charaktere auch eine leise Verhüllung ihres Bekenntnisses als schwere Sünde betrachten. Eine besondere Gabe war seine Fähigkeit, durch persönliche Gespräche mit andern auf ihre Bekehrung einzuwirken, wozu er jede Reise, jedes Zusammensein in der Postkutsche, in der Gesellschaft, im Gelehrtenkreise wie an Höfen benutzte und auskaufte. Auf diese Weise hat er viele bekehrt und oft geradezu überraschende Erfolge erzielt. So hat er in Bern bei seinen regelmäßigen Besuchen im Gefängnis eine Kindesmörderin, die zum Tode verurteilt war, bekehrt und dann ihre Begnadigung erwirkt, sie lesen und schreiben gelehrt und veranlaßt, ihre Lebensgeschichte zu schreiben, die unter dem Titel: „Die Wunder der Gnade“ veröffentlicht wurde. In seiner Heimat, wo er namentlich zu den Baseler Pietisten in freundschaftlichen Beziehungen stand, widmete er sich neben der Gefangenenfürsorge dem Blindenwesen, der Missionsfache und dem Verkehr mit frommen Leuten, besonders mit solchen aus den unteren Schichten des Volkes. Übrigens hielt er sich nicht abseits von der Kirche und trieb auch seine Bekehrten nicht zur Separation.¹⁾

Diese machtvolle Persönlichkeit hat den Leutnant von Tschirschky innerlich überwältigt. Die näheren Umstände wissen wir nicht. Auf jeden Fall aber haben sich die beiden persönlich kennen gelernt und alsbald innige Freundschaft geschlossen. Und auf welchen Ton ihr Herzensbund gestimmt gewesen ist, das zeigen uns folgende Eintragungen im Gedenkbuch:

„Habe deine Lust an dem Herrn; der wird Dir geben, was Dein Herz wünscht. Befiehl dem Herrn deine Wege und

¹⁾ Die Nachrichten über Tscharner verdanke ich einem Brief von Professor Sadorn in Bern. Die zahlreichen Briefe und Memoiren aus dem Nachlaß Tscharners, die dessen Familie besitzt, dürfen leider nicht veröffentlicht werden.

hoffe auf ihn. Er wird es wohl machen. Und wird Deine Gerechtigkeit hervorbringen wie das Licht und Dein Recht wie den Mittag. Du wirst noch sehen das Gute des Herrn im Lande der Lebendigen. Sei getrost und harre des Herrn. Aus Psalm 27 und 37.

Mit Gefühlen, die meine Feder nicht zu beschreiben vermag, lieber Freund und Bruder im Herrn, verlasse ich Dich. Möge das heilige Band, welches unsre Herzen hienieden so bald zu vereinigen wußte, uns dort wieder zusammenführen zum ewigen Lobe unsres teuren Erlösers.

Dr. v. Tscharner, Prof.

Potsdam, den 15. Juli 1828." —

„2. Kor. 4, 17. 18.

Denn unsre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit. Röm. 8, 18. Uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig. Röm. 8, 24—25.

Zum Andenken von Ihrer

Elise v. Tscharner aus Bern.

Potsdam, den 15. Juli 1828."

Die kurze Begegnung mit Tscharners bedeutete für den Leutnant von Tschirschky nichts Geringeres als eine Wiedergeburt, und die wenigen Worte, die sie ihm ins Gedenkbuch schrieben, waren ein gedrängter Ausdruck für das, was von nun an sein Leben erfüllte. Er hatte nun wirklich seine Lust an dem Herrn und befahl ihm seine Wege. Er begann häufig und inbrünstig zu beten, die Liebe zu Gott wurde zum beherrschenden Mittelpunkt seines Lebens. Er fing an, in der ewigen Welt zu leben und alles gering zu achten, was ihm bisher in dieser zeitlichen Welt teuer gewesen war, er bekämpfte mit heiligem Eifer die Eigenliebe und alle sündigen Neigungen seines Herzens, dessen Natur ihm nicht mehr wie einst als Quelle aller Tugenden, sondern als gründlich verderbt erschien. Und er faßte einen freudigen Mut, alle Leiden willig

zu ertragen, die aus seiner neuen Stellung zur Welt sich ergeben mochten.

Zugleich fühlte er sich gedrängt, den Seelenfrieden, den er selbst gefunden, auch anderen mitzuteilen. Ein Jahr nach der Begegnung mit Tsharners traf er mit seiner Schwester Henriette, Freifrau von Kottwitz zusammen. Da ging sein Mund über von dem, dessen das Herz voll war, und er drang in seine Schwester, um auch ihr zur Wiedergeburt zu verhelfen. Wenig später, am 29. September 1829, richtete er einen Brief an sie, der die gleiche Absicht verrät und der uns zugleich in die Tiefen seiner eignen Seele blicken läßt. Er schreibt:

. . . „O meine liebe Schwester, Du glaubst es nicht, was ich darum geben wollte, wenn ich fest überzeugt sein dürfte, daß Du den leisen Regungen Deines Innern, die der Allmächtige durch meine schwachen Worte in Dir wirkte und gewiß seit unsrer Trennung schon wieder mehr oder minder stark erneuert hat, recht sorgfältig und gewissenhaft Gehör gäbest und Dich ihnen auch dann nicht verschlößest, wenn Du Dich selbst dadurch gedemütigt fühlen solltest. Unser Herr Christus sagt: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme!“ O, meine liebe Herzensschwester, wirst Du es mir ungünstig aufnehmen, wenn ich Dir sage, daß auch an Dich diese Stimme ergangen ist, und zwar, wie ich es deutlich gesehen habe, in dem tiefsten Grunde Deines Herzens, und daß es nur an Dir liegt, wenn Du sie nicht vernimmst? Solltest Du mich fragen: Ja, was heißt das, aus der Wahrheit sein, so antworte ich das: Es heißt, das nicht wegwerfen, was man tief im verborgenen für gut und recht, wenn auch für schwer und nur mit Aufopferung aller Eigenliebe für ausführbar hält, sondern dasselbe in einem aufrichtigen, feinen Herzen bewahren und unter innigem Gebet sich aneignen.

Als Martha ihre Schwester anklagte, daß sie ihr so wenig beistünde und nur immer zu des Heilandes Füßen sitze, antwortete derselbe ihr: Martha, du machst dir viel Sorge und Müh; Eins ist not, Maria hat das bessere Teil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden. Das bessere Teil also, welches der Mensch als das einzig Notwendige wählen soll,

besteht in dem aufmerksamen und gläubigen Horchen auf die Worte des Heilandes, der uns heute noch so wie zur Zeit seiner sichtbaren Erscheinung auf Erden zum Herzen spricht, — teils durch sein geschriebenes Wort, teils durch die Gedanken und Gefühle, die er uns eingibt. — Diese Worte aber weisen uns an, in uns zu gehen, zu bedenken, daß wir so, wie wir von Natur sind, nicht vor ihm bestehen können, daß wir also von neuem geboren werden müssen, das heißt ein Herz erhalten, das Gott in Christo von ganzer Seele liebt und sein Gesetz also aus Liebe tut, wenn wir das Reich Gottes sehen wollen.

Aber aus und durch uns selbst können wir das nicht, nur Gott selbst kann es uns geben. Er gibt es uns aber nur dann, wenn wir es wirklich haben wollen und ihn mit Inbrunst darum bitten. Was hilft uns denn alles Gute und Schöne, das uns Gott bereitet hat und geben will, wenn wir es nicht nehmen wollen. Und wir wollen es ja in Wahrheit nicht, wenn wir ihn niemals recht ernstlich darum anrufen, und wie werden wir dereinst vor ihm bestehen, wenn wir alles das, was wir hätten bekommen können, bloß deshalb nicht haben, weil wir es nicht haben wollten!

Bedenke einmal, meine Herzensschwester, wenn Dir auf einmal das alles genommen würde, was Du hier auf Erden lieb hast und woran Dein Herz hängt, hättest Du dann genug Geschmack gewonnen an den ewigen Gütern, das heißt an Gott und der Liebe zu ihm, um jenes alles entbehren zu können, oder würdest Du vielleicht eine erschreckliche Leere und Öde in und um Dich finden? Bedenke Schwester, daß Dir dies wirklich im Tode alles unfehlbar genommen wird, und dann antworte Dir selbst auf jene Frage! Haben wir auf Erden unser Glück in den Dingen dieser Welt, also im Äußeren gesucht, so hatten wir es nicht in uns. Welches Glück bleibt uns also, wenn das Äußere verlassen werden muß?

Ich rechne bei diesen Zeilen darauf, daß Du Dich bei meiner Anwesenheit überzeugt hast, daß ich Dich wirklich mit einer aufrichtigen und rechtschaffenen Zuneigung liebe, und hoffe also auch, Du wirst mich nicht mißverstehen."

Einige Wochen später nahm Tschirschky Abschied von seinem zwanzigjährigen Bruder Heinrich, dem ältesten Sohn

seines Vaters aus zweiter Ehe, der bis dahin in Potsdam beim 1. Garderegiment zu Fuß gestanden hatte und jetzt zum 1. Kürassierregiment in Breslau versetzt worden war.¹⁾ Bei der Trennung trugen beide Brüder ins Gedenkbuch ein, was ihnen das Herz bewegte, und ihre Zeilen lassen deutlich erkennen, welchen Eindruck das heiße innere Ringen des älteren Bruders auf den jüngeren machte und wie Carl in jener Zeit derartig weltflüchtig gestimmt war, daß er allem äußeren Luxus entsagte. Wir lesen:

„Ein harter Kampf der Tugend ist Dein Leben,
und schwergeprüft geht es für Dich dahin;
doch wenn vom Sturm die stolzen Eichen beben,
wird Dir im stillen Tal ein schöner Lorbeer blühn!

Jetzt, lieber Carl, wo uns das Schicksal gewaltsam getrennt hat, erinnere dich auch noch fernerhin liebevoll

Deines Bruders Heinrich.

Potsdam, den 19. November 1829.“

„mem.: Dies ist der Tag der Abreise Heinrichs, und der, an welchem ich beschloß, nicht mehr zu rauchen!

Carl v. T.“

Ob der erweckte Leutnant sich in der ersten Zeit seines neuen Lebens innerhalb der Kirche irgendeiner privaten Erbauungsgemeinschaft angeschlossen hat, darüber haben wir keine sichere Kunde. Es liegt nahe zu vermuten, daß er mit dem Manne Fühlung gewonnen hat, der damals schon seit Jahren die Seele der Berliner Erweckung war. Das war der alte Baron von Kottwitz, der von der Liebe Christi getrieben, sein ganzes Vermögen opferte, eine Menge armer Leute in seiner Kaserne beschäftigte und eine große Anzahl gebildeter Freunde um sich versammelte, die bei ihm Seelenfrieden suchten und fanden. Es liegt um so näher, an eine Verbindung mit dem alten Baron zu denken, als Tschirschky durch seine Schwester mit der Familie von Kottwitz verschwägert war. Allein wir haben keinerlei Anzeichen für eine persönliche Beziehung zwischen beiden Männern. Im Gegenteil: die Frömmigkeit der beiden

¹⁾ Über Heinrich v. T. meldet die Geschichte seines Breslauer Regiments u. a.: „13. 12. 1827 Portepeeführer im 1. Garderegiment 3. J., 14. 10. 29 Sekondeleutnant im 1. Kürassierregiment, gest. 23. 5. 1863 als Rittmeister a. D. in Breslau.“

war von verschiedener Art. Kottwitz hatte sein Bestes von Herrnhut empfangen. Dagegen finden wir bei Tschirschky nicht eigentlich die Frömmigkeit der Brüdergemeinde, ja wir hören von ihm sogar etwas wie Kritik der Betrachtung des leidenden Erlösers, einer frommen Übung, die gerade für die Gemeinde Zinzendorfs so besonders charakteristisch ist. Mag also immerhin eine Berührung mit Kottwitz stattgefunden haben — dauernd und nachhaltig ist sie nicht gewesen.¹⁾

Dagegen ist Carl von Tschirschky, wie wir sicher wissen, sehr bald in den Bannkreis einer Sekte gezogen worden und zwar einer der radikalsten, welche die Kirchengeschichte kennt. Es waren die Quäker, die Gesellschaft der „Freunde“, wie sie sich selber nannten, jene merkwürdige Gemeinschaft aus der englischen Revolution des 17. Jahrhunderts, die der schwärmerische George Fox gestiftet und der abgeklärtere William Penn neu begründet hatte, eine Sekte, die namentlich im 18. Jahrhundert für Amerika und Europa Großes geleistet hat als Vorkämpferin der Humanität, die aber derartig spiritualistischen Grundsätzen huldigte, daß man sie als Erbin der „Schwarmgeister“ aus der Zeit Luthers bezeichnet hat.

Das religiöse Grunderlebnis der Quäker ist das Gefühl, im innersten eignen Ich vom göttlichen Geiste ergriffen, vom „inneren Licht“ erleuchtet zu werden. Diese gnädige Selbstmitteilung Gottes, so lehren sie, tritt an jede Seele einmal im Leben in einer Stunde der „Heimsuchung“ heran, und der Mensch muß das dargebotene Geschenk aus freiem Entschluß ergreifen. Hat er sich aber einmal dem göttlichen Geist erschlossen, so erfährt er immer aufs neue die Einwohnung Gottes, namentlich, wenn er im stillen Gebet des Geistes wartet, der da kommen soll. Diese mystische Einkehr des Gemüts erzeugt eine solche innere Stille und eine so gesammelte geistige Kraft, daß daraus ganz von selbst als Früchte des Geistes die höchsten Tugenden folgen, rückhaltlose Selbstverleugnung, unerschrockene Wahrhaftigkeit, hingebende Nächstenliebe und wie sie sonst

¹⁾ Vgl. den Artikel über Kottwitz in RE. 3. Aufl., Bd. 11: Über die Erweckung in Berlin und der Mark Brandenburg; siehe Tiesmeyer: Die Erweckungsbewegung in Deutschland während des 19. Jahrhunderts, Bd. 3, Heft 4. Kassel 1909.

heißen mögen. Neben diesem Erleben des inneren Friedens und dem, was unmittelbar daraus folgt, tritt alles Äußere, Weltliche, besonders auch alles Kirchliche und Kultische völlig in den Hintergrund, ja wird verachtet und abgelehnt. Die Gedanken der Schöpfung und Regierung der äußeren Welt durch Gott treten ganz zurück. Nicht im äußeren Schicksal, sondern in den Tiefen des eignen Gemüts wird Gott erlebt. Unser Erlöser ist nicht eigentlich der geschichtliche Christus, der mit seiner Gerechtigkeit stellvertretend unsre Sünde bedeckt, sondern der Christus in uns, der unsern Geist durch seinen Geist erleuchtet, stärkt und heiligt. Träger der göttlichen Offenbarung ist nicht das äußere Bibelwort, sondern das innere Wort, wodurch der göttliche Geist unmittelbar zu unserm Geiste redet. Wohl ist die Heilige Schrift selbst eine hervorragende Kundgebung des göttlichen Geistes — ja sie wird von den Quäkern gern als „göttliches Gesetz“ gehandhabt —, aber das Verständnis und die Gültigkeit ihrer Worte richtet sich schließlich doch nach dem inneren Zeugnis des Geistes. Eine äußere Kirche mit amtlich beauftragten Predigern und kultischen Handlungen ist überflüssig, ja sie ist gefährlich, weil sie die wahrhaft Heiligen mit den Unheiligen vereinigt, wohl gar unerleuchteten Predigern das Wort erteilt und den Geist durch die Bindung an sinnliche Gegenstände zum Aberglauben verleitet.

Dieser Beurteilung kirchlicher Einrichtungen entspricht eine scharfe Kritik weltlicher Dinge. Aller äußere Luxus ist zu verwerfen, dagegen eine schlichte, arbeitsame Lebenshaltung zu fordern. Das politische Leben bedarf einer gründlichen Reform. Die bestehenden Staaten sind so mangelhaft, daß es das Beste ist, kein Staatsamt zu bekleiden. Der Krieg ist ein Zeichen von Barbarei, er widerspricht der christlichen Nächstenliebe und ist in jeder Form zu verurteilen. Der Eid ist zu verwerfen; wenn er gefordert wird, so ist das ein Zeichen, daß Lüge und Mißtrauen die Gesellschaft beherrschen. Vor Menschen sich zu verbeugen und den Hut zu ziehen wie vor höheren Wesen ist Götzendienst. Das brüderliche Du ist allen Menschen gegenüber die beste Anrede.

Die Quäker haben ihre Grundsätze mit Mut und teilweise mit Erfolg verfochten. Die Verweigerung des Eides war ihnen

Ehrensache, und sie sind darüber oft zu Märtyrern geworden. Penn wagte das „heilige Experiment“, in Nordamerika einen Quäkerstaat zu organisieren. Das hat freilich die Probe nicht bestanden. Aber mit Erfolg hat das Quäkertum die Idee der allgemeinen Menschenrechte und der religiösen Toleranz, die Forderung der Sklavenemanzipation und großzügiger Wohltätigkeit geltend gemacht und dem Bewußtsein der modernen Menschheit kräftig eingepägt.

Das war die Sekte, welche die Seele Carl von Tschirschky gewann. Hier fand er Befriedigung für die tiefste Sehnsucht seines Herzens. Er trat zwar förmlich der Gesellschaft der Freunde nicht bei, aber innerlich gehörte er vollkommen zu ihnen und wurde von ihrem Geist derartig beherrscht, daß ihm die schwersten äußeren und inneren Kämpfe daraus erwuchsen.¹⁾

¹⁾ Wie und wann Tschirschky zum erstenmal mit den Quäkern in Berührung gekommen ist, wissen wir nicht. Ausgesprochen quäkerische Grundsätze vertritt er nach unsern Quellen erst im Frühjahr 1832. Doch sind wohl seine Offenbarungen und Gedanken im Herbst 1831 schon von diesem Geiste getragen. Ja man kann schon den Brief von 1829 für quäkerisch halten. Man denke an „die Stimme im tiefsten Grunde des Herzens“, an die Hervorhebung dessen, daß der Heiland nicht nur durch das geschriebene Wort, sondern auch durch die Gedanken und Gefühle, die er uns eingibt, auf uns wirkt, endlich an die Betonung des freien Willens bei der Aneignung des Heils. Freilich darf man nicht sagen, diese Gedanken müßten quäkerischen Ursprungs sein. Sie können Momente der Frömmigkeit sein, zu der sich Tschirschky unter dem unmittelbaren Einfluß Tscharners erhoben hatte. Tscharner ist, wie mir Hadorn ausdrücklich mitteilt, niemals Quäker gewesen. — Über die Quäker siehe die Artikel in RE. 3. Aufl., Bd. 16 und in Bscharnacks „Religion in Geschichte und Gegenwart“, Bd. 4. Kurze Darstellungen des Quäkertums und seiner Geschichte findet man in allen Lehrbüchern der Symbolik und der neueren Kirchengeschichte (aus älterer Zeit seien genannt: Braul: Die Unterscheidungslehren u. und Rohnert: Kirche, Kirchen und Sekten, aus neuester Zeit: die Darstellungen von Troeltsch in der Kultur der Gegenwart (Gesch. d. chr. Rel., 2. Aufl. 1909, S. 681 ff.) und in den „Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen“ 1912, S. 912 ff. u. ö.). Vom quäkerischen Standpunkt ist geschrieben: Burney: Betrachtungen über die unterscheidenden Ansichten und Gebräuche der Gesellschaft der Freunde (aus dem Englischen), Hannover 1851. Dieses Buch und der Artikel in RE. sind mir in erster Linie von Nutzen gewesen.

Kämpfe und Offenbarungen.

Der ernste, fromme Leutnant wurde unter seinen lebenslustigen Kameraden bald eine auffallende Erscheinung. Es entsprach nicht seiner Art, das, was er selbst erlebt hatte, bei sich zu behalten und andre ihre Wege gehen zu lassen, nein, er hatte als Bekehrter das Bedürfnis, auch andre zu bekehren, und er klopfte nicht nur an die Herzen seiner nächsten Verwandten an, sondern er mußte auch vor seinen Kameraden die Wahrheit bekennen und sich mit Andersdenkenden als ein rechter Streiter Christi in leidenschaftlicher Rede auseinandersetzen. So konnte es nicht ausbleiben, daß er immer wieder in schwere und schließlich unerträgliche Konflikte mit seinen Standesgenossen geriet. Wenn er von seinen Regimentskameraden verlangte, sie sollten ihre sittlich leichten Lebensanschauungen ändern, ihre Vergnügungen einschränken und sich frommer Betrachtung widmen, so hatte er in der Regel nichts andres als Hänseleien, Spott und Verachtung zu erwarten. Und wenn er gar mit quäkerischen Anschauungen hervortrat, von eignen Offenbarungen sprach, die Landeskirche und ihre Prediger tadelte, womöglich den Eid verdamnte und das Recht des Krieges anfocht, so mußte er in unlösliche Schwierigkeiten kommen.

Und so haben sich die Dinge denn in der That entwickelt. Wir haben darüber einen anschaulichen Bericht von einem Zeitgenossen. Es ist kein Geringerer als der Bischof Eylert, der in seinem Werk über Friedrich Wilhelm III. nach seinen persönlichen Erinnerungen die Geschichte Tschirschkyns aufgezeichnet hat.¹⁾

¹⁾ Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. 1842—1846, III. Teil, 2. Abteilung (1846), S. 160—175. Dieses Werk ist im allgemeinen und so auch in unserm Fall mit Vorsicht zu gebrauchen, aber doch als Quelle nicht zu verachten. Eylert schreibt anderthalb Jahrzehnte nach den Ereignissen als Mann von über 70 Jahren. Aber seine Darstellung beruht, wie er in der Vorrede (S. VI) versichert, auf Tagebuchnotizen, die er unmittelbar nach den Begebenheiten niedergeschrieben hat. Er liebt es, den König und die andern Personen in direkten Reden, oft in ziemlich langen, sprechen zu lassen, und gibt selber zu, daß dabei die Worte nicht immer der Wirklichkeit entsprachen, betont aber, daß die „Authentie der Gedanken“ gewahrt

Ehlert erzählt:

„Bei dem Gardekorps, dem Regiment Husaren in Potsdam, war ein Leutnant N. N.,¹⁾ von dem man anfangs eine gute Meinung hatte. Er zeichnete sich aus durch Ernst, — der aber eine trübe In sichgekehrtheit war, und sich ganz gegen die lebensfrohe Gewohnheit seiner jugendlichen Kameraden absonderte. Er wohnte dem öffentlichen Gottesdienst in der Hof- und Garnisonkirche regelmäßig bei, auch dann, wenn dieses Regiment, bei welchem er stand, keine Kirchenparade hatte. In der Bibel las er fleißig und zeigte vielen Sinn für christliche Zwecke. Als er darum der Bibelgesellschaft empfohlen war, wurde er fast einstimmig zum Mitgliede derselben gewählt. Wohlwollend führte ich ihn ein, und man versprach sich von seiner Mitwirkung zur weisen Verbreitung der Heiligen Schrift viel Segen, eben darum, weil er Offizier war. Ich sagte dies dem damaligen Husarenobersten von Malakowsky; der aber lachte und nannte den Leutnant von N. einen überspannten Kopf, der durch seine wunderlichen Grillen uns noch viel Verdruß machen würde. Ich glaubte dies um so weniger, als ich von nun an ihn oft bei mir sah, und freute mich seines gläubigen Sinnes und seiner militärischen Stattlichkeit. Wenn er in der Hof- und Garnisonkirche gewesen und ich gepredigt hatte, erhielt ich oft von ihm Briefe, in welchen er über den gesprochenen Gegenstand sein Urtheil abgab, manches lobte, aber auch manches tadelte. Gerade dies letztere gefiel mir, und ich antwortete, wie's mir ums Herz war. Der Sache wurde mir aber für meine in Anspruch genommene Zeit zu viel, und als er einmal eine von mir gehaltene Predigt durchweg tadelnd

ist (Vorrede S. XII). Außer diesen allgemeinen Gesichtspunkten ist in unserm Fall noch zu beachten, daß das Bild Tschirschkys wohl ein wenig von der Abneigung des Bischofs verzerrt ist. Indessen bietet sein Bericht doch eine wertvolle Ergänzung zu dem, was uns sonst über den Leutnant bekannt ist, und nur in wenigem widerspricht die Darstellung Ehlerts den übrigen Berichten.

¹⁾ „Ich nenne seinen Namen nicht wegen seiner noch lebenden achtungswerten Verwandten. Die viele Sensation machende Geschichte wurde allgemein in Potsdam bekannt, ist aber nun längst vergessen; doch verdient sie, als Beitrag zur Geschichte des Pietismus und Mystizismus unserer Zeit hier Erwähnung. Sie charakterisiert auch den König.“

und lieblos kritisierte, antwortete ich ihm kurz: daß er bei einem andern Prediger, der mehr als ich die Gabe der Erbauung besäße, zur Kirche gehen möge; kurz, wir kamen auseinander. Der Oberst von Malakowsky, dem ich dies erzählte, lachte noch mehr und sagte: „Danken Sie Gott, wenn Sie so davon abkommen. Ich habe meine Not mit ihm“. — Ich sollte sie auch haben.“¹⁾

Während so die äußere Spannung zwischen dem Leutnant und seiner Umgebung mehr und mehr zunahm, erhob er sich innerlich auf die höchsten Höhen christlicher Mystik. Er fühlte, wie Christus in ihm lebendig wurde, während der alte Mensch abstarb, er fühlte, wie er mehr und mehr die Welt überwand und die Leiden, die ihm das Leben brachte, in der Nachfolge Jesu ertragen lernte.

Im Herbst des Jahres 1831 hatte er diese Höhe erreicht. Über die entscheidenden Erlebnisse jener Tage hat er uns in dem Gedenkbuch Aufzeichnungen hinterlassen, die einen Einblick in sein Innerstes gewähren:

„25. Oktober 1831.

Mir ist große Gnade widerfahren; vergangenen Freitag, nämlich den 21. des Monats wurde mir bei dem Gebet um Tötung meines alten Menschen das Wort des Apostels Paulus ganz außerordentlich wichtig: Ich bin mit Christo gekreuzigt und gestorben (Röm. 6. 1c.), und dadurch Erhörung meiner Bitte zuteil! Denn wenn unser alter Mensch (unser Ich) uns hindern will an unserm wahren Heil, so haben wir

¹⁾ Gegen diesen ersten Teil des Eylertschen Berichts sind keinerlei kritische Bedenken zu erheben. Was er erzählt, paßt vortrefflich zu dem, was unsre sonstigen Quellen mitteilen. Freilich gibt er gar keine zeitlichen Daten, und da wir auch sonst deren nur wenige besitzen, so läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, wie sich die Stadien der inneren Entwicklung zu denen der äußeren verhalten. Es wäre denkbar, daß die Zeit des fleißigen Kirchenbesuchs und der Annäherung an Eylert der Einwirkung Tscharners vorausgeht, und daß der Leutnant seit seiner Bekanntschaft mit Tscharners die Predigten des Bischofs in wachsendem Maße verurteilt hat. Oder der Gang der Dinge kann auch der gewesen sein, daß Tscharners erst die stärkere Kirchlichkeit angeregt hat, während die kritische Stimmung gegen Eylert einer späteren Zeit angehört und vielleicht schon auf die Einwirkung der quäkerischen Ideen zurückzuführen ist.

nichts anderes zu tun, als zu glauben, (gegen alles Schauen), daß er schon gestorben ist. — Wie von selbst folgte bei mir zwei Tage darauf, am Sonntage, die Wahrheit daraus, die auch der Apostel im Heiligen Geist folgert: sind wir mit ihm gestorben, so glauben wir, daß wir auch mit ihm leben werden. So wir samt ihm gepflanzt werden zu gleichem Tode, so werden wir auch der Auferstehung gleich sein, mit einem Wort: so lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir. Dies ist mir eine Kraft Gottes geworden, die mich in diesen Tagen zu unaufhörlichem Loben und Danken getrieben hat, und mir als die Hinweisung auf den Weg erscheint, auf welchen zu kommen ich längst mich gesehnt und darum gefleht habe. — Dies ist die Quintessenz der Gerechtigkeit des Glaubens, die Luther lehrte, sowie Paulus! — Gott, mein himmlischer Vater, wolle mich darin befestigen, und mich dies glauben lassen, auch wenn ich nicht das geringste davon fühle. Amen!“ —

Vorstehendem entsprechen drei dieser Tage in einem Liede gefundene Verse:

1. Für Christus geb ich alles hin,
nichts kann mein Trost mehr sein.
Daß ich mit ihm gekreuzigt bin,
des rühm' ich mich allein!

2. An meines Heilands Kreuzestod
nimmt auch mein Glaube teil,
ich bin von aller Sündennot
durch seine Wunden heil.

3. Ich lebe, aber nun nicht ich,
nein, Christus lebt in mir.
Dies kommt dem Fleisch zwar wunderbar,
dem Glauben selig für.

Potsdam, den 17. November 1831.“

An demselben Tage schrieb er noch folgendes:

„Es wurde mir heute zum erstenmal gezeigt, daß die beste Betrachtung des Leidens Jesu darin besteht, daß wir dasselbe, nämlich sein Kreuz, durch Verleugnung der Welt auf uns nehmen. Wer sich in nichts mehr der Welt gleichstellen will, in dem wird Christus schon etwas zu leiden bekommen, und da findet sich die Betrachtung von Christi Leiden von selbst. —

Übrigens ist heute mein jahrelanges Gebet um diese Gnade erhört. Der Herr sei gelobt!

Potsdam, den 17. November 1831."

Zu diesen rein geistigen Erlebnissen kamen bald auch solche sinnlicher Art hinzu, die Tschirschky jenen zwar nicht gleich achtete, die er aber doch auch als Mitteilungen der göttlichen Gnade empfand. Darüber lesen wir:

„Den 22. November 1831.

Nachdem ich schon seit längerer Zeit oft ein mir bisher ungewöhnliches Brausen und Tönen zu vernehmen geglaubt, ohne darüber recht ins Klare kommen zu können, habe gestern zum ersten Male und heut zum zweiten himmlische Akkorde vernommen, wofür ich meinem Vater im Himmel danke. — Er mache es mit mir ferner nach seinem Wohlgefallen, lasse mich aber meine Hauptseligkeit in dem Geheimnis der Gemeinschaft der Leiden seines lieben Sohnes Jesu Christi finden; aber nicht allein mich, sondern alle meine Brüder und Schwestern in ihm. Amen, Amen."

Auf die Hochflut frommer Begeisterung, die aus diesen Worten spricht, folgte dann eine Zeit der Ebbe. Aber nach wenigen Wochen erreichte er wieder die alte Höhe und lebte nun dauernd im seligen Gefühl der Kindschaft Gottes. Wir lesen:

„Den 7. Februar 1832.

Nachdem ich seit Weihnachten, da ich in Berlin durch unvorsichtige Auskehr und manche daraus folgende Untreue einen Teil meiner inneren Vereinigung mit dem Herrn verloren hatte, fast ununterbrochen habe ringen, flehen und geistlich Mangel leiden müssen, ist in mir seit vergangenem Donnerstag Morgen 7 Uhr, also den 2. h., beim Reitenlassen in der Bahn, eine unaussprechliche Süßigkeit ausgegossen worden, die mich seitdem fast gar nicht mehr verlassen hat und mir, wie ich es hoffe, und mir auch der liebe Bruder Josua gesagt hat, als ein Anzeichen gilt, daß die Verheißung des Herrn in meiner Seele nahe sei! — Er sei gepriesen und sein Wille geschehe! Amen!" —

„Den 7. März 1832.

Noch immer fühle ich diese Süßigkeit, und dasselbe hat auch die liebe Schwester Salemon vom lieben Vater bekommen!

Ich werde in der gegenwärtigen Zeit auf das Unwidersprechlichste von meiner Kindschaft Gottes durch Christum vergewissert. Als Kinder unsres Vaters im Himmel sind wir Herren über alles! Durch die Liebe allen Menschen untertänig."

Die beiden Namen Josua und Salemon, die der Leutnant hier nennt, gehören nicht leiblichen, sondern geistlichen Geschwistern, solchen, die wie er vom Geiste der Quäker erfüllt waren und sich nach der Weise der ältesten Christen Bruder und Schwester nannten. Von dem Bruder Josua wissen wir sonst nichts, wohl aber von der Schwester Salemon. Es war Amalie Salemon geb. v. Hahn,¹⁾ die Witwe eines Intendanturrats, und Mutter zweier Kinder, die damals in Potsdam lebte. Sie war wie der Leutnant von lebendiger Frömmigkeit erfüllt, war aber älter und gereifter und daher maßvoller und besonnener als er, und hat ohne Zweifel auf den jungen Stürmer und Dränger einen wohlthuenden Einfluß ausgeübt. Bei aller Freundschaft, die sie mit ihm verband, war sie doch nicht blind gegen seine Fehler, und scheute sich nicht, das offen auszusprechen. Daß die Seelenfreundschaft zwischen dem dreißigjährigen Leutnant und der fünfunddreißigjährigen Witwe in der That vielfach auf diesen Ton gestimmt gewesen ist, das wird zart auch in den Zeilen angedeutet, die sie ihm in jenen Tagen ins Gedenkbuch schrieb:

„Den 10. März 1832.

Werden uns im Geiste die Fehler unserer Brüder anschaulich gemacht, so können wir es als eine Gnade erkennen, weil wir um so viel treuer und brünstiger für sie zu bitten getrieben werden, und sie deshalb noch mehr lieben müssen; ja führt uns der liebe Herr nicht besonders darauf hin, mit ihnen darüber zu reden, so wissen wir doch, daß ihnen geholfen wird, denn sein Wort heißt: Ja und Amen. Er allein kann alles tun, Ehre sei dem Herrn, Lob, Preis und Ruhm von Ewigkeit zu Ewigkeit!!"

¹⁾ Amalie war am 13. Jan. 1797 geb. und starb am 19. März 1860 in Grünberg in Schlessien. Ihr Sohn Karl (später Oberförster in Lehlingen) war geboren am 20. Dezember 1816 in Magdeburg, ihre Tochter Amalie (später an einen Justizrat Neumann in Grünberg verheiratet) war am 1. September 1820 in Torgau geboren (nach dem Sterberegister von Grünberg und Mittheilungen der Familie Neumann).

Der milde Einfluß der Schwester Salemon war ohne Frage heilsam und wohlthuend, aber er hatte doch seine Grenzen. Amalie vermochte ihren jungen Freund schließlich doch nicht von den radikalsten Konsequenzen der Gesinnung zurückzuhalten, zu der er sich durchgerungen hatte. Er war erfüllt von den Ideen der Quäker, und war überzeugt, unmittelbare göttliche Offenbarungen erlebt zu haben. Er lebte innerlich in einer Welt, die völlig verschieden war von der, die ihn äußerlich umgab, wo man mit Ungläubigen zu unbußfertigen Predigern in die Kirche gehen mußte, wo man verpflichtet war, Eide zu leisten und Kriege zu führen, wo man sich vor Menschen beugte und in üppigen Vergnügungen dem Fürsten dieser Welt seinen Tribut zahlte. In dieser Umgebung hielt er's nicht länger aus. Er fühlte sich gedrängt, der Welt und den Mächten, die in ihr herrschten, frei und offen den Krieg anzusagen und die Wahrheit furchtlos zu bekennen, es mochte kommen, was da wollte. Bald gab es denn auch Gelegenheit, den ersten Schlag zu führen.

Der Bruch mit dem Bischof.

Am 28. März 1832 tagte die Potsdamer Bibelgesellschaft. Eylert führte den Vorsitz, Tschirschky war unter den Mitgliedern. Beide, der Bischof und der Leutnant, haben uns Berichte über diese Sitzung hinterlassen, die sich nicht ganz decken, aber auch nicht widersprechen, sondern ergänzen, und die in der Form für die beiden so verschiedenen Männer äußerst charakteristisch sind.

Eylert erzählt mit gewohntem Wortreichtum die Vorgeschichte und den Verlauf der Sitzung folgendermaßen:¹⁾

„In dieser Zeit starb der Hofapotheker Franke, ein origineller Mann. Geschickt, gewissenhaft und treu in seiner Kunst, ernst und liebevoll in seinem Hause, zart und rein gegen seine Ehefrau, dienstfertig und freundlich gegen jedermann, besonders gegen Arme, ein guter Bürger und gehorsamer Untertan, ein positiv gläubiger Christ, ein großer Verehrer von Swedenborg, ein

¹⁾ Vgl. besonders zu diesem Stück die kritischen Bemerkungen über die Glaubwürdigkeit Eylerts oben S. 22 in Anm. 1.

Separatist im guten Sinne, liebenswürdig in seinen Sitten — übersah man manche Paradoxien an ihm, und die allgemeine Stimme sagte von ihm: „Er ist ein sonderbarer, aber doch ein edler Mann.“ Ein warmer, frommer Bibelleser, war er auch ein tätiges Mitglied der hiesigen Bibelgesellschaft, und ich hatte als Präsident derselben, wiewohl sonst mit dem edlen Manne befreundet, zu tun, um vorzüglich ihn von allen Schritten zurückzuhalten, die unter der Würde der Heiligen Schrift sind. Nicht gewaltsam kann ihre Verbreitung bewirkt werden, man darf sie, ihre Göttlichkeit und Unentbehrlichkeit, nur möglichst warm empfehlen, und muß den Erfolg der Freiheit und Selbstbestimmung überlassen. Der Hofapotheker Franke aber war ein gemüthlicher Menschenfreund und hatte den Grundsatz, daß er als Gottes Haushalter von allem, was er jährlich durch seinen redlichen Fleiß erwerbe, die Hälfte den Armen geben müsse. Dies tat er wirklich; in der größtenteils dürftigen benachbarten volk- und besonders kinderreichen Kolonie Nowawes gab er umsonst die jährliche vorgeschriebene Arznei. Dieser seiner milden Gesinnung gemäß vermachte er in seinem Testament sein noch immer ansehnliches Vermögen seiner würdigen Frau, und da die tugendhafte, glückliche Ehe ohne Kinder war, die andre Hälfte den hiesigen Armen und ihren bestehenden, zum Teil neu zu begründenden wohltätigen Stiftungen. Unter diesen war auch die Bibelgesellschaft mit einer ansehnlichen Summe bedacht, wobei er deren Anwendung und Benutzung der freien, zweckmäßigen Disposition überließ. In dem Besitze dieses ansehnlichen Legats kam die Benutzung desselben in einer Generalversammlung, in welcher fast alle Mitglieder gegenwärtig waren, zur Sprache. Der Präsident nahm das Wort und sprach: „Es fragt sich: Wie soll die Bibelgesellschaft dieses Vermächtnis ihres entschlafenen Freundes verwenden? Es läßt sich diese Frage auf zwiefache Art beantworten: entweder können wir die ganze Summe ausgeben und in Bibeln an Arme, die sie noch nicht haben, verteilen; oder wir machen das geschenkte Geld zum eisernen Bestand, gründen damit einen Fonds und verwenden die jährlichen Interessen dieses Kapitals zum Ankauf von Bibeln für Bedürftige. Der Testator hat darüber nichts bestimmt. Es hängt also von uns ab, welche Einrichtung

wir treffen wollen. Ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß das Vermächtnis nicht verteilt, sondern ein Vermögen der milden Stiftung damit gegründet, und dessen Einkommen jährlich zum Besten der Armen verwendet werde. Meine Gründe für diese unvorgreifliche Ansicht sind folgende: Jetzt in unsrer guten Zeit gilt die Heilige Schrift wieder, und es ist ein wahrer Glanzpunkt, daß sie wieder in ihr Recht getreten, und sie, was vorher in dieser Art nie geschehen, planmäßig unter die, welche sie nicht haben, verteilt und verbreitet wird. Jetzt ist es so, unter der Regierung eines vortrefflichen, schützenden Königs, dessen Minister es sich zur Ehre rechnen, Präsident und Mitglieder der Bibelgesellschaft zu sein. Hoffentlich wird es so bleiben; die christliche fromme Gesinnung des Kronprinzen und die Pietät des königlichen Hauses berechtigt zu den besten Hoffnungen. Aber es könnte auch anders sein; die Denkart des Königs bestimmt die Handlungsweise der übrigen, und nach seinem Beispiel richtet sich alles. Der Geist der Zeit kann sich ändern und eine andre Richtung nehmen, und in seinem Geschmack ebenso abhold der Bibel werden, als er ihr jetzt hold ist. Für solche üble Tage, die kommen können, ist es wichtig, für die fortdauernde Existenz der Bibelgesellschaft gesorgt und ihr Bestehen gesichert zu haben. Es ist ein schlimmes Ding überhaupt, besonders aber für eine ganze Korporation, von Gunst und Ungunst abzuhängen, dagegen unabhängige Selbständigkeit eins der größten Güter ist. Lassen Sie uns, meine Herren, den jetzigen günstigen Augenblick festhalten und benutzen. Die beste Benutzung der Gegenwart ist Sorge für die Zukunft und ihre Sicherstellung; unsre Nachfolger werden uns einst dafür danken. Zudem brauchen wir das Geld jetzt nicht; unsre Ausgaben sind für unsern Wirkungskreis vollkommen gedeckt durch unsre Einnahmen und jährlichen Beiträge; ja, wir haben mehr, als wir brauchen, wenn uns der König seine Gunst, wie wir hoffen, erhält. Dazu kommt, daß wir so am besten für das gesegnete dankbare Andenken unseres heimgegangenen Freundes Franke sorgen, da sein frommes Vermächtnis in unsern Annalen dadurch Dauer erhält; hingegen seine Wohlthat und sein Name vielleicht schon in der nächstfolgenden Generation ganz vergessen wird, wenn sein Geld

ausgegeben ist. Wir erfüllen also eine Pflicht der Pietät gegen ihn, wenn wir sein Andenken unter dem Namen: „Frankesche Stiftung“ erhalten; vielleicht folgen auch andre seinem edlen Beispiele. Auch ist solche Vorsorge durchaus christlich und nach der Lehre der Heiligen Schrift. Unser Heiland untersagt uns zwar das Sorgen für den andern Tag und will uns ein kindliches Vertrauen zu unserm himmlischen Vater einflößen; aber er versteht hier unter „Sorgen“ ein wirkliches Sorgen, Tun Wirken, Haben, Schaffen, als wenn alles dabei, auch die Zukunft, die doch in Gottes Hand liegt, von ihm, dem Menschen, abhängt. Es ist unnütz und töricht, so, von dem Regierer des ganzen und einzelnen losgerissen, danach sein Schicksal bestimmen zu wollen, da doch alles durchgängig ganz anders kommt und es doch geht, wie es gehen soll. Aber keineswegs will unser Heiland von uns ein blindes, untätiges Vertrauen; vielmehr verlangt er von uns ein weises Rücksichtnehmen auf obwaltende Verhältnisse und ihre Zukunft; der Apostel verlangt von Christen, daß ihr Gottesdienst ein vernünftiger sein soll; und diejenigen, welche die Vorschrift: „Ihr sollt nicht sorgen!“ buchstäblich nehmen, werden, wenn es zu spät ist, ihre Gedankenlosigkeit und ihren Leichtsinn, ja Unbesonnenheit beklagen. Daran, daß es so vielen übel geht, wenn die Zeiten sich geändert haben, und so viele Institute, die sich hoffnungsvoll ankündigten, wieder auflösen, sind die Menschen selbst schuld, warum haben sie heute nicht an morgen gedacht, warum nicht die Warnungen Jesu benutzt, der ausdrücklich lehrt: „Wer ist unter euch, der etwas unternimmt, der einen Turm bauen will, und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er's habe hinauszuführen? auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat, und kann es nicht hinausführen, alle, die es sehen, fangen an seiner zu spotten“ (Luk. 14, 28. 29). Solcher unpraktischen Weisheit wollen wir uns nicht schuldig machen, sondern auf einer neuen gewonnenen festen Basis fortbauen für die Zukunft; ich trage darauf an, daß das Frankesche Vermächtnis nicht ausgegeben, sondern zusammengehalten werde, damit es ein bleibendes Vermögen der Bibelgesellschaft zu Potsdam werde, von dessen jährlichen Einkünften die Armen Bibeln erhalten.“

Alle Mitglieder waren meiner Meinung, nur zwei nicht. Der eine sprach ruhig, nach seiner Überzeugung christlich und bescheiden; der Husarenleutnant aber wurde laut und ließ sich mit starker, fester Stimme also vernehmen: „Sie, Herr Präsident, haben soeben unsere Zeit einen Licht- und Glanzpunkt genannt; sie ist aber eine ägyptische Finsternis. Das wahre Licht der Welt, Jesus Christus, wird durch die Sophismen der Vernunft verdunkelt, und durch blendenden Schein aus den Augen gerückt. Zwar nennt man ihn noch den Herrn; aber eben das ist die Tiefe des Satans, der sich in einen Engel des Lichts verstellt und sein Werk in allen seinen Kindern der Finsternis hat. Zwar wird die Heilige Schrift verteilt; aber auf den Heiligen Geist kommt es an, durch dessen gnädige Erleuchtung man sie allein versteht. Dazu braucht man den Schutz des Königs, wie Sie knechtisch gesagt haben, nicht. Der, welcher sein Werk schützt, leitet und regieret, ist unendlich größer und mächtiger als ein irdischer König, der, wenn er gleich Zepter und Krone trägt, doch ein sündhafter, sterblicher Mensch ist. Der Herr der Herrlichkeit zur Rechten des Vaters, Jesus Christus, ist der König aller Könige, und der Herr aller Herren. Vollends erbärmlich erscheint, was von dem verstorbenen Hofapotheker Franke zur Bewahrung seines Andenkens, zur Erhaltung seines Gedächtnisses vergötternd gesagt ist. Er war ein Diener Jesu Christi; er, der Herr, hat den Schlüssel zu allen Herzen und zu allen Geldkassen. Von ihm kommen alle guten Gedanken und alle vollkommenen Gaben. Ihm also und nicht dem, welchem er nur das Vermögen verliehen, verdankt die Bibelgesellschaft das in Rede stehende Vermächtnis. Nicht uns die Ehre, sondern nur allein Gott! Der Jünger Jesu Christi verwirft alle menschlichen Apotheosen; es gibt keine Heiligen, nur Einer ist heilig. Der Apotheker Franke mag vergessen werden, wenn nur Jesus Christus in unsern Herzen lebt. Nicht von sündhaften Menschen, deren sogenannte Tugend ein beflecktes Kleid ist, erwarten wir Hilfe, die Werkheiligkeit ist nichts; Christus hat sie zerstört; wir werden nicht durch Werke, sondern allein durch Jesum Christum und den Glauben an ihn selig. Verstehen Sie das, Herr Präsident? Nein, Sie verstehen es nicht. Es ist eine Sünde und Schande, daß sie Präsident der

Bibelgesellschaft sind. Sie haben wie ein Heide gesprochen. Sie führen die Menschen von Christus ab, statt daß Sie sie zu Christus führen sollten. Sie sorgen ängstlich für die Zukunft, denken nicht daran, daß sie in den Händen des Herrn liegt. Aber das kommt daher, weil es Ihnen am rechten Glauben fehlt. Sie sind ein Ungläubiger, ein Atheist."

Diese Anklagen, welche in Injurien übergingen, sagte der Leutnant von N. N. in steigendem Affekt, der ein sprühender Zorn wurde. Das Auge glühte, die Faust ballte sich, der Schaum stand vor dem Munde, der Degen rasselte, die Füße stampften, der ganze Körper war in Bewegung. Man sah einen Fanatiker, der raste und mit Schimpfworten um sich warf. Mit Erstaunen erblickte man den Mann, der nicht wußte, was er tat. Es wäre vergebens gewesen, seine Wut zu dämpfen; ich gebot Stille, sprach einige ruhige Worte und hob die Konferenz auf. Alle ohne Ausnahme folgten mir, und man war einstimmig der Meinung, daß der Herr von N. N. exkludiert werden müsse."

So der Bischof. Der Leutnant aber schrieb am Tage nach der Sitzung in sein Gedtenkbuch:

„Den 29. März 1832.

Habe gestern in der Konferenz der Bibelgesellschaft den Direktoren derselben gesagt, daß es eine Schande für Christen sei, bei solcher Gelegenheit nicht einmal den Herrn im Gebet anzurufen, worüber aber Bischof Eylert wütend geworden und mir das Maul verboten, worauf ich nach einem Augenblick eines bestürzten Schweigens ihm geantwortet, daß er ein Dieb und ein Wolf der Gemeinde Jesu Christi sei. — Nach diesen Worten stürzte alles zum Saale heraus, nur zwei bis drei machten mir noch vorher Vorwürfe.

Ich bin nicht mein eigen; Gott helfe mir. Sein ist die Macht und die Kraft und die Ehre und die Herrlichkeit. Amen."

Der Bischof war in der Sitzung dem Leutnant eine sachliche Entgegnung auf seine Rede schuldig geblieben. Er hat uns aber in seinem Buche seine theologischen Bedenken gegen ihn ausführlich dargelegt, und wir geben seine Worte wieder,

weil sie den Abstand zwischen dem weltentrückten Zeugen Christi und dem weltfrohen Kirchenfürsten in besonders helles Licht rücken:

„Der Mystiker und Pietist führt alles Gute einzig und allein auf Gott zurück: sehr wahr und richtig, — aber darüber sollen und dürfen wir die Menschen nicht vergessen, durch welche er mittelbar gibt und wirkt. Wenn sie statt Böses Gutes tun, sich gläubig selbst verleugnen und beherrschen, von ihrem Vermögen einen weisen, menschenfreundlichen Gebrauch machen und sich von einer nur würdigen Seite zeigen, so gebührt ihnen Achtung und Dank. Dieser Dank ist ein natürlicher Ausfluß der Liebe, womit wir nach der Lehre Christi alle Menschen, besonders aber unsere Wohltäter umfassen sollen. Der Dank und seine Äußerung verschönert, bereichert und vergeistigt das Leben; er ist das schöne, zarte Band, welches Menschen an Menschen knüpft und den Verkehr in der Welt friedlich zusammenhält; er ist es, der die Vergangenheit inhaltreich, die Gegenwart genußreich und die Zukunft heiter macht. Ein guter Mensch ist darum auch immer ein dankbarer Mensch, so wie Undank das schwärzeste Laster ist. Mit Recht sagt man: Wenn du jemand einen Undankbaren genannt hast, hast du von ihm alles Nachtheilige gesagt. (*Ingratum si dixeris, omnia dixisti.*) Die Pietisten und Mystiker unserer Zeit sind aber in ihrer Überspannung darum undankbar, weil Gott und der Herr allein ihnen alles ist und die Menschen ihnen nichts sind; und doch können Gott und Jesus Christus nur dann erst alles werden, wenn die Menschheit uns alles geworden ist und wir für sie leben und wirken. Nur durch den Bruder, den wir sehen, kommen wir zu Gott, den wir nicht sehen, und nur der, welcher in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm. Alle Frömmigkeit ohne Menschenliebe ist Wahn und Selbstbetrug. Opfere dich für den Pietisten und Mystiker auf, reiße ihn aus Noth und Verlegenheit, verschaffe ihm ein Amt, diene und hilf ihm, — aber erwarte von ihm keinen Dank, denn du bist es ja nicht, der du ihm dich hingegeben hast, der Herr ist es, der den Willen und die Kräfte dazu gab, [ihm allein und nicht schwachen Menschen gebührt der Dank. Ich darf bei dieser harten Beschuldigung nicht erst sagen, daß hier allein die

Rede ist vom Aſterpietismus und Myſtizismus unſrer Zeit, der in ſeiner Überſchwenglichkeit alle Mittelurſachen, an welche doch die Erde und ihre Bewohner geknüpft ſind, überſpringt und nur das Unmittelbare will. Er erklärt die Heilige Schrift nicht nach der Analogie des chriſtlichen, kirchlichen Glaubens, ſondern, träumend von einem inwendigen Worte, nach den Eingebungen einer exaltierten Phantaſie, legt er ſie aus; in ſolcher Schwankung widerſtrebt er, ohne Geſetz und Regel, jeder kirchlichen liturgiſchen und unierten Ordnung, und geſtaltet ſich als Separatiſmus. Daß aber gerade der dürre, kraftloſe, aller Gewißheit ermangelnde Rationaliſmus es war und iſt, der alle phantaſiereichen Gemüther, wenn ſie in ihm nicht fanden, was ſie ſuchten, zu dieſem phantaſtiſchen Myſtizismus bringt, und daß beide, von einem Extrem zum andern geführt, nicht wiſſen, was ſie thun und bewirken, es ſind, die zum Romanismus führen und den Jeſuiten in die Hände arbeiten, kann nicht offen oft und laut genug geſagt werden. Nur dieſen Aſterpietismus und Myſtizismus meine ich hier; nicht dem echten, wahren habe ich wehe thun wollen. Denen, welche die chriſtliche Religion mit dem Herzen auffaſſen, verdankt die chriſtliche Kirche große Wohlthaten: die Andacht des Pietismus und die Innigkeit der Myſtik war oft, beſonders zur Zeit der ſcholatiſchen Theologie, die Bewahrerin echter Frömmigkeit; ſie iſt es noch immer bei allen, welche ſie bibliſch rein in wahrer Gottesfurcht auffaſſen, namentlich auch größtenteils in der Brüdergemeinde, den Stillen im Lande. Das Geheimnis (Myſterium) des Herrn iſt unter denen, die ihn fürchten; und ſeinen Bund läßt er ſie wiſſen. Psalm 25, 14.“

Der Abſchied.

„Der unangenehme Vorfall ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt und erregte allgemeine Indignation. Er kam auch zur Kenntniſ des Königs, und ich mußte ihm den Hergang der Sache erzählen. Wiewohl dies hiſtoriſch treu geſchah, ſo nahm er doch den Huſarenleutnant in Schutz. Er, der gnädige Herr, ſagte: „Hier ſind nur zwei Fälle denkbar. Er muß entweder kaſſiert werden oder nicht. Geſchähe es, ſo wäre die Strafe zu

hart, da der Keim und die Absicht gut ist. Geschieht es aber nicht, dann bleibt er im Dienst, so darf keine Schmach auf ihm liegen. Er ist von seinem unverständigen Eifer zurückzubringen und zu bessern. Sie haben ihn gereizt. Ich will ihn von Potsdam wegnehmen und nach Berlin versetzen. Einer der Prediger soll ihn belehren und ihm Mäßigung beibringen. Ich werde es gern sehen, wenn die Bibelgesellschaft ihn nicht förmlich ausstößt und das auf sich beruhen läßt. Ein Offizier darf nicht den Schmutzflecken der öffentlichen Schande auf seinem Namen haben. Er trägt seine Ehre auf der Degen Spitze."

Mit unglaublicher Nachsicht und Güte nahm sich der hohe Herr des Mannes an und sprach selbst ermutigend zu ihm. Aber der Verirrte, statt in sich zu gehen und ruhiger zu werden, wurde in seinem Egoismus dadurch noch mehr bestärkt und bekam, da er die Allerhöchste Aufmerksamkeit auf sich gezogen, von der Wichtigkeit seiner Person und der Wahrheit seiner Ansicht eine noch vorteilhaftere Ansicht."

So schildert der Bischof die erste Nachwirkung des erregten Auftritts in der Bibelgesellschaft. Sein Bericht verdient im ersten Teil durchaus unsern Glauben. Daß der fromme Leutnant, der den Bischof einen Heiden gescholten hatte, alsbald zum Potsdamer Stadtgespräch wurde, ist begreiflich. Auch die Worte des Königs sind echt, und der Erzähler fügt ausdrücklich hinzu, daß sie „buchstäblich“ so gesprochen sind. Aber die Sätze, in denen Eylert über den Leutnant spricht, treffen den Kern der Sache nur sehr oberflächlich. Sie sind weniger das Urteil eines unparteiischen Geschichtsschreibers, als ein Ausdruck der Entrüstung über den fatalen Menschen, die noch nach mehr als zehn Jahren in dem Gemüt des Kirchenfürsten nachzittert. Die Selbstzeugnisse Tschirschkyns aus jenen Tagen und Wochen zeigen nicht Hochmut und Leichtsinn als beherrschende Stimmungen, sondern verraten das heiße Ringen einer Seele, die sich dem Willen Gottes, wie sie ihn versteht, in Demut unterwirft. Auch von einer persönlichen Unterredung des Königs mit dem Leutnant sagen uns die eigenhändigen Niederschriften Tschirschkyns nichts. Der Gang der Dinge ist vielmehr folgender gewesen:

Drei Tage nach seinem stürmischen Auftreten in der Bibelgesellschaft tat der Leutnant einen Schritt, der für ihn ungleich folgenschwerer werden mußte, als der Angriff auf den Bischof. Wir lesen im Gedenkbuch:

„Den 4. April 1832.

Habe am vergangenen Sonnabend, den 31. März, dem Oberst erklärt und es sofort schriftlich einreichen müssen, daß ich nicht mehr schwören und auch nicht mehr mit dem Regiment in die Garnisonkirche gehen will! — Ich warte nun der Dinge, die da kommen sollen.“

Sei du mir nur nicht schrecklich! — Meine Zuversicht in der Not. Jer. 17, 17.“

Das war der Anfang vom Ende. Das war nichts Geringeres als die Absage an den königlichen Dienst. Vom Geist der Quäker getrieben, hatte der Leutnant offen und feierlich seine Abneigung nicht nur gegen die Landeskirche, sondern auch gegen Staat und Kriegsdienst kundgetan. Er hatte den Eid verworfen, die Handlung, die den Dienst im Staate weihet. Damit war in der That sein Schicksal besiegelt.

Die Ereignisse gingen nun ihren unvermeidlichen Gang. Das wichtigste darüber lesen wir im Gedenkbuch:

„Den 10. Mai 1832.

Ich bin vergangenen Freitag vom Dienst dispensiert worden, bis zur Entscheidung des Königs. Letztere ist dahin vorläufig ausgefallen, daß ich Befehl erhalten, mich mit dem Hofprediger Strauß in Berlin zu besprechen. Dies ist vergangenen Montag und Dienstag, den 7. und 8. h., geschehen und hat den Erfolg gehabt, daß ich mir hinsichtlich des Eides 14 Tage Bedenkzeit erbeten habe, hinsichtlich des Garnisonkirchenbesuches bei meiner ersten Erklärung und deren Beweggründen geblieben bin. Diese beiden Tage in Berlin waren zwei harte Tage für mich. Gott helfe mir! Amen.“¹⁾ —

1) Friedrich Strauß, Hofprediger und Professor der praktischen Theologie in Berlin (geboren in Iserlohn) hatte in Elberfeld eine große Erweckung miterlebt und war ein ausgesprochener Gegner des Rationalismus. Er war in weit höherem Maß als Eylert ein Träger und Förderer des

„Den 15. Mai 1832.

Bin in großer Versuchung, im Glauben Schiffbruch zu erleiden. Der Teufel und die Welt und die Sünde (Fleisch und Blut) wollen mir den herrlichen Glauben (Christus in mir) rauben. Aber der Herr hat mich aus der Versuchung erlöst und mir seit vorgestern jenen Glauben wiedergeschenkt, so daß ich wieder im Licht bin und nun auch das Licht sehen kann. Herr, führe mich nicht in Versuchung und führe alles herrlich hinaus. Amen!“

Die vierzehntägige Bedenkzeit verstrich, ohne daß er seine Erklärung über den Eid zurücknahm, und so ging das Verfahren einen Schritt weiter. Er schreibt:

„Den 1. Juni 1832.

Bin heute morgen zum Obersten gerufen worden, wo mir die Kabinettsordre des Königs vorgelesen ist, daß, im Falle ich meine Irrtümer, wie man meine Meinung, nicht zu schwören, nennt, nicht erkenne, ich entlassen werden müsse und zu dem Befund von dem Herzog¹⁾ dem König Eingabe gemacht werden möge; ich habe erklärt, da ich durch nichts von meinen Irrtümern überführt sei, — ich auch bei meinem Glauben, nicht schwören zu dürfen, beharren müsse. Sonderbar war das Seufzen, welches ich bei dieser Gelegenheit in dem Zimmer des Obersten vernahm.

Ich bin in guter Zuversicht und versichere mich des Allerbesten! Amen!“

Wie die Verhandlungen in den letzten Wochen im einzelnen verlaufen sein mögen und welcher Art die Schwierigkeiten waren, mit denen Tschirschky während dieser Zeit zu ringen hatte, darüber liegen uns keine unmittelbaren Zeugnisse vor. Doch sind mancherlei Gerüchte zu Enkert gedrungen. Er hat wahrscheinlich mit dem Hofprediger Strauß und mit den Vorgesetzten Tschirschkys den Fall besprochen, und daher ist ihm

neuen Lebens, und stand also dem Leutnant ein gutes Stück näher als der Bischof. Siehe über ihn den Artikel in Tscharnack's Rel. in Gesch. und Gegenwart; Band V und Liesmeyer, Die Erweckungsbewegung; Band III, S. 342.

¹⁾ Vielleicht Karl Herzog von Mecklenburg, kommandierender General des Gardekorps (s. Bredow-Wedell: Historische Rang- und Stammliste).

noch mancherlei im Gedächtnis geblieben, Richtiges und Verkehrtes, Richtiges wie dies, daß der Eid im Mittelpunkt der Verhandlungen stand, Verkehrtes wie dies, daß der König den Leutnant dauernd nach Berlin versetzt habe, was in Wirklichkeit nicht geschehen ist. Immerhin verdienen seine Mittheilungen Beachtung, weil sie zeigen, was man sich damals in Berlin und Potsdam von dem merkwürdigen Leutnant erzählte. Er schreibt:

„Der Prediger, dem er übergeben war, richtete nichts mit ihm aus. Er wollte das in der Heiligen Schrift gegebene Wort immer erklären durch das ihm geoffenbarte innerliche. Seinen subjektiven Gefühlen hingegeben, die er für göttliche Eingebung hielt, geriet er auf die abenteuerlichsten Dinge und Behauptungen und sank aus einer Ekstase in die andere. Er las fleißig die Heilige Schrift und nahm alles, selbst die Parabeln, die Bilder und Allegorien, wörtlich und buchstäblich, so daß es oft an Berrücktheit grenzte. Vom Geiste der Bibel, der lebendig macht, hatte er nicht nur keinen Begriff, er hielt vielmehr diesen für subjektive Willkür, und um konsequent zu bleiben, sagte er seltsame Dinge, die den Unterrichteten mit Widerwillen und den Spötter mit Hohn und Lachen erfüllten. Dabei war er stolz und hielt sich selbst für auserlesen und war gegen Andersdenkende unduldsam, hart und lieblos. Zwischen ihm und andern Offizieren in Berlin, die ihn aufzogen, fanden allerlei wunderliche Auftritte, die ein seltsames Gemisch von Göttlichem und Profanem waren, statt, und um keine Untersuchungen herbeizuführen, verheimlichte man sie dem Könige.

Das anormale Betragen im Dienste konnte ihm aber nicht länger verborgen bleiben, da auch die Vorgesetzten den Widerspenstigen nicht in Ordnung bringen konnten. Vollends verdarb er es damit, daß er, dazu kommandiert, nicht bei der Eidesleistung der Rekruten erscheinen wollte: Er führte zu seiner Rechtfertigung den Spruch Christi an: „Ihr sollt überhaupt nicht schwören.“ Zuletzt ging er so weit, daß er bereute, dem König bei der Fahne den Eid der Treue geschworen zu haben, und in einem Immediatschreiben nahm er diesen Eid, den er für eine unchristliche Handlung hielt, förmlich zurück. Er

kündigte also nach der bestehenden Verfassung dem Landesherrn den Dienst auf und steckte, da er das viele Reden nicht lassen konnte, auch andere Soldaten mit seinen fanatischen Irrtümern an. Er mußte also seines Dienstes entlassen werden, da er nicht mehr tun wollte, was er tun sollte.“

In der Zeit, als sich so sein äußeres Geschick mit raschen Schritten vollendete, erlebte Tschirschky während der ersten Junitage in stiller Einsamkeit Augenblicke höchster Entzückung, in denen er die Unvollkommenheit der Kirchenchristen weit von sich wies und zu der Überzeugung durchdrang, als Geistgesalbter Christus gleich zu sein, ja Größeres zu vermögen als Christus. Er schreibt:

„Den 4. Juni 1832.

Wer wahrhaftig an Christus glaubet, als den Herrn, der unsre Gerechtigkeit ist, der wird dadurch auch wahrhaftig gerecht, nicht nur dem Glauben, sondern auch dem Leben nach. Unser jetzt gepredigter Zurechnungsglaube, bei welchem man immer von Wiedergeburt schwäzhet, ohne je dazu zu gelangen, weil man den alten Adam nicht als mit Christo gekreuzigt glauben und daher die Sünde als hier nicht gänzlich ertötet ansehen will, ist eine verfluchte Lehre, mit welcher der Teufel auch die Auserwählten verführen möchte, wenn's möglich wäre.“ —

„Den 7. Juni 1832.

Heute beim Ausreiten ist mir zuerst, nachdem ich gestern beinahe den ganzen Tag hatte bekennen müssen, daß ich keinen Glauben habe, vom Geist das Wort vorgelegt worden, daß das, was die Salbung uns lehre, recht sei und keine Lüge und daß wir dabei bleiben sollen. Bald darauf, auch auf dem Ritt, wurde mir gegeben, daß der Vater in mir sei durch den Glauben an Christum, wie in Christo selbst, und daß ich also durch den Vater, der in mir ist, dieselben Werke und noch größere tun werde als Christus, — so es nämlich sein und nicht mein Wille! Halleluja — Amen!“¹⁾

¹⁾ Der Begriff der Salbung (des Chrisma in Joh. 2, 20) worin die nahe Verwandtschaft der Christen mit Christus zum Ausdruck kommt, ist ein Lieblingsgedanke der Quäker. Die Salbung von oben genügt; die Gläubigen bedürfen niemandes, sie zu lehren, sagt Fox (RC. 16, S. 358).

An demselben Tage, dem 7. Juni, wurde die Kabinettsorder ausgefertigt, die seine Entlassung verfügte. Einige Tage später hatte er das Schriftstück in Händen.

Mit großen Schriftzeichen trug er dieses Ereignis ins Gedenkbuch ein:

„Den 13. Juni 1832.

Heute meine Entlassung aus königlichen Diensten erhalten.“

So war gekommen, was kommen mußte, und es traf ihn nicht als ein niederschmetterndes Schicksal, nein, er hatte ja nur erreicht, was er wollte, und durfte also eher sich eines Sieges freuen, als über eine Niederlage trauern. Und hiermit war es ihm noch nicht genug, er wollte alles von sich weisen, was ihn nur irgend noch an seinen früheren Beruf erinnern mochte. Und er tat es mit rücksichtsloser Konsequenz.

„Der König“ so berichtet Eylert, „hatte, statt unwillig zu werden, Mitleiden mit ihm und ließ ihm nach seinem Range eine jährliche Pension auszahlen. Aber im Vertrauen auf den Herrn, dem er zu dienen glaubte, schlug er nicht nur diese, sondern auch ein ansehnliches königliches Geschenk mit geistlichem Hochmut aus. Er brachte dadurch alles gegen sich auf, und man hatte kein Mitleid bei dieser Katastrophe des Lebens mit ihm, da er selbst nicht dabei litt. Vielmehr fühlte er sich nun frei, da er tun und lassen konnte, was er wollte. Seine mystische Erhebung nahm zu, und er glaubte, er litte des Herrn wegen, und fühlte sich als sein Jünger und Apostel.“¹⁾

So entfremdete sich Tschirshky mehr und mehr seiner alten Umgebung, und der Aufenthalt in Potsdam unter den vielen ihm von früher her bekannten Menschen, die größtenteils jetzt gar kein Verständnis, sondern nur noch ein bedauerndes Lächeln für ihn übrig hatten, mußte ihm auf die Dauer unerträglich werden. So entschloß er sich, eine Gegend aufzusuchen, wo er offene Herzen fand für das, was er selbst erlebt hatte und andern mitteilen wollte.

¹⁾ Die Nachricht Eylerts über die Ablehnung der Pension und des königlichen Geschenkes verdient Vertrauen. Tschirshky hat, wie wir sehen werden, später selbst ausgesagt, daß er für seine Person kein Ruhegehalt beziehe.

Und er wußte, wohin er sich zu wenden hatte. Um die Zeit seiner Verabschiedung lernte er in einer Versammlung einen westfälischen Bauern kennen, Simon Varenbrinck aus der Gegend von Blotho. Der war Quäker und kam nach Potsdam, um wegen Beschränkung seiner Gewissensfreiheit beim König persönlich Klage zu führen. Der Mann gefiel dem Leutnant, der eben um seines Gewissens willen den königlichen Dienst verließ, und als es dann galt, eine neue Heimat zu finden, entschloß er sich schnell dem Varenbrinck zu folgen. So kam er ins Ravensberger Land.

Die Ravensberger und der neue Prophet.

Die Gegend um Herford und Blotho nördlich bis ins Mindensche hinein, südwestlich bis über Bielefeld hinaus und auf der andern Seite bis tief ins Fürstentum Lippe-Detmold, ist seit Jahrhunderten eine Stätte lebendiger persönlicher Frömmigkeit gewesen. Hier fand man von altersher bei Städtern und Landleuten, nicht zum wenigsten bei den Bauern auf ihren einsamen Höfen wie bei den zahlreichen Spinnern und Webern an ihren Rädern und Stühlen eine fromme Gesinnung, die sich nicht im oberflächlichen Mitmachen kirchlicher Formen erschöpfte, sondern eine starke und selbständige Innerlichkeit entwickelte und unter Umständen in eine gewisse Spannung zum kirchlichen Leben trat. Man darf freilich nicht sagen, daß diesen Leuten von Natur ein ausgesprochener Hang zum Separatismus eigen wäre. Im Gegenteil: sie ehren die Kirche und das kirchliche Amt. Aber wo die Prediger auf den Kanzeln den Durst ihrer Seelen nicht zu stillen vermögen, da scheuen sie nicht vor der Separation zurück und sammeln sich um gläubige Laien, die hin und her in den Häusern ihre Erbauungstunden halten, oder sie suchen fremde Prediger auf, oder schließen sich wohl gar einer Sekte an. Übrigens ist es bezeichnend für den Charakter der Leute, daß es fromme Stundenhalter immer wieder auch innerhalb der kirchlichen Gemeinden gegeben hat, die nicht als Gegner des Pfarrers, sondern in bestem Einvernehmen mit ihm, und als treue Gehilfen ihres Amtes gewaltet haben.

Der fromme Geist des Ravensberger Landes tritt schon früh in der Kirchengeschichte zu Tage. Bereits im Mittelalter

war die Stadt Herford als „dat hillige Hervede“ weithin bekannt und war ein Sitz der Brüder vom gemeinsamen Leben. Sehr früh hat diese Stadt die Reformation angenommen, und bald ist ihr das umliegende Land nachgefolgt. Die pietistische Bewegung des 18. Jahrhunderts hat mächtig ins Ravensbergische hineingewirkt, und noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, als bereits der Rationalismus die Kanzeln zu erobern begann, predigten Männer wie Weihe und Kaufschubusch nach der Weise des Pietismus von Sünde, Buße und Gnade und entfalteten eine tiefgreifende und weithinreichende Wirksamkeit. Mit der Zeit freilich gewann der Rationalismus das Feld. Aber je weiter er in der großen Kirche vordrang, desto mehr bildeten sich kleine Gemeinschaften, welche die öffentlichen Gottesdienste mieden und sich auf ihre eigene Art erbauten, bis sich ein Pfarrer fand, mit dem sie Fühlung gewannen.

Ein lehrreiches Beispiel für das religiöse Leben dieser Zeit und den Volkscharakter überhaupt bietet die Gemeinde Jöllenbeck bei Bielefeld. Als hier im Jahre 1768 Pastor Schwager sein Amt antrat, fand er einen großen Teil seiner Gemeindeglieder in der Separation. Anfangs eiferte der Prediger gegen die Abgesonderten, ohne Erfolg zu haben. Als er aber vom Kampf abließ und kräftig den Sündern Buße predigte, so wie sie es erwarteten, da kamen sie fast alle zur Kirche zurück. Nur zwei Schuster, von denen der eine sich Christus, der andere sich Joseph und seine Frau Maria nannte, bildeten mit ihren Familien noch längere Zeit eine Gemeinde für sich, die nicht arbeitete und in der Erwartung des nahen Endes dieser Weltzeit wilde Orgien feierte. Aber auch diese betrübende Erscheinung fand bald ihr Ende. Da der Pfarrer diese Schusterfamilien nicht bekämpfte und nicht zu Märtyrern machte, so gewannen sie keine Anhänger und kehrten schließlich, durch innere Zwiebracht zerrüttet, zur Ruhe und Ordnung zurück.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, namentlich seit dem dritten Jahrzehnt, setzte dann wie überall so auch in Ravensberg die neue Erweckungsbewegung ein. Seit 1826 wirkte in Gütersloh Pastor Volkening, der mehr und mehr die Seele der Bewegung wurde und schließlich eine so tiefgehende Wirkung

ausübte, daß man ihm den Namen „Pietistengeneral“ gegeben hat.

Überall im Lande bildeten sich neue Konventikel, die theils im Anschluß an die Kirche lebten, theils, wo sie den Anschluß nicht fanden, ein abgesondertes Dasein führten. Da gab es neben vielen erfreulichen Erscheinungen auch mancherlei Auswüchse und ungesunde Schwärmereien. So wurde von einem Erweckten erzählt, daß er durch seine Gebete das Erscheinen des bluttriefenden Gekreuzigten erzwungen habe. Ein anderer richtete an alle, mit denen er zusammenkam, die Frage: „Seele, willst du Buße tun, oder soll dich der Teufel holen?“ Aber der ruhige Sinn überwog, und das fleißige Lesen der Heiligen Schrift übte eine heilsame Erziehung. Und die Führer und Stundenhalter warnten vor Überspannung und mahnten zur Ruhe, zur Geduld und zum Ertragen von Spott und Unrecht. Denn die Gegner nannten die Erweckten „Satanskinder“ und fügten ihnen viel Böses zu.

Bezeichnend ist eine Strophe, die in den frommen Versammlungen oft gesungen wurde:

„Die ihr die stillen Harfen noch
an Babels Weiden hänget,
singt euer Lied von Zion doch,
ob auch der Feind euch dränget.
Stimmt nur von der Erlösung an,
ob in das Lied auch dann und wann
sich eine Träne menget.“

Um diese Zeit gab es im Ravensberger Lande, namentlich in Minden, Eidinghausen, Exter und Wehrendorf, auch kleine Quäkergesellschaften. Ihre Ursprünge kennen wir nicht. Vielleicht sind sie fast so alt wie das Quäkertum selbst. Fox und Penn hatten Missionsreisen nach Deutschland unternommen. Penn war im Jahre 1677, kurz bevor er den Quäkerstaat Pennsylvanien organisierte, in Herford gewesen. Die Mission hatte in Deutschland keinen großen Erfolg gehabt, aber es läßt sich denken, daß gerade im Ravensbergischen einige Seelen der neuen Sekte zugefallen sind. Sicher ist, daß es seit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in Minden und Umgegend Quäker gab, die häufig von Brüdern und Schwestern aus England und Amerika besucht wurden und auch mit den

Gemeinden im benachbarten Pyrmont in lebhaftem Verkehr standen.

Im Jahre 1790 heiratete Dietrich Reckefuß aus Erter im Kirchspiel Berg vor Herford die Christina Cordes aus Wehrendorf im Kirchspiel Baldorf. Wegen seiner tiefen Verachtung gegen die Kirche verzichtete dieses Paar nach Quäkersitte auf kirchliche Trauung und veranstaltete eine Feier nach eigener Weise, wobei Dietrich sich selbst die Trauredede hielt. Was er da sagte, ist sehr bezeichnend für den Geist der Quäker und sei deshalb hier mitgeteilt: „Seelen, die von ihrem geistlichen Sündenschlaf aufgeweckt und von der Vorsehung in den Stand der heiligen Ehe berufen sind, haben folgende Regel wohl zu merken, daß sie nicht suchen sich zu verehelichen, um bloß ihren tierischen Gelüsten ein Genüge zu leisten, wie die Heiden, die von Gott nichts wissen, sondern sich mit allerlei Blendwerk begnügen lassen. Sie wissen sich auch ihrer Ehe zu rühmen unter dem guten Schein: Was Gott zusammenfüget, das solle der Mensch nicht scheiden, da es doch nur bloß von den meist sogenannten Geistlichen in ihrem selbsteignen, tierischen Namen geschieht. Denn was ist ihre äußere Verbindung mit den Ringen anders als Malzeichen des Tieres, wie in der Offenbarung Johannis steht, Kap. 13, 16. — Da nun ich, Johann Dietrich Reckefuß, mich mit der Christina Cordes verbindlich versprochen habe, in den Stand der heiligen und keuschen Ehe zu treten, so finde ich mich gedrungen, in Gegenwart meines lieben Herrn und Heilandes, Dir, Christina Cordes öffentlich in Gegenwart deiner und meiner Mitbrüder und Mitschwestern oder Mitpilger auf dem schmalen Wege zur Ewigkeit mein Jawort und Versprechen treu im Namen Gottes zu erneuern, und gelobe dir im Namen Gottes, dein getreuer Ehemann zu sein, von nun an bis zum Tode, in heiliger und keuscher Verbindung mit dir zu leben, deiner Seelen Nutzen in allen Dingen durch Gottes Gnade zu suchen, dir in allen Dingen heilsam und nützlich zu sein mit Rat und That, mit Beten und Arbeiten, in Mäßigkeit und Nüchternheit, allem Geiz und Mißgunst gegen dich und jedermann von Herzen zu entsagen, gegen dich auch nicht zänkisch und verschwenderisch sein, nicht von dir gegen jemand urteilen oder etwas afterreden, weder was heimlich oder

unter uns mag vorgehen, alle deine Fehler und Gebrechen ansehen als meine eigenen, gegen niemand dich darüber heimlich beschimpfen oder etwas leichtsinnig offenbaren, mit dir alles vorlieb zu nehmen, sauer und süß, Lieb und Leid, Armut und Reichthum, dein Kreuz als mein Kreuz anzusehen, unser einziges Bestreben sein zu lassen, daß wir als gehorsame Kinder in der inneren Gegenwart des lieben Vaters wandeln, damit unser tief gefallener Geist mag wieder zu seinem Ursprung kommen. Nun, herzlich geliebte Schwester Braut, einen solchen heiligen Stand begehre ich durch Gottes heilige Kraft mit dir anzufangen und bestätige dieses mit meinem und meiner eigenen Hand geschriebenen Namen. So wende ich mich nun zu dir, Christina Cordes, als liebe Schwester und Braut, und frage dich in der Gegenwart Gottes und meiner lieben Mitbrüder und Mitschwestern, ob du bewilligst in deinem Herzen und durch Gottes Gnade dich nun auf eben solche Art zu ergeben, nämlich zu meiner getreuen Ehefrau bis zum Tode, und mir nach der Ordnung Gottes als deinem Oberhaupt unterwürfig zu sein. — Hier prüfe dich denn nun wohl, ob du ein redliches Verlangen hast, mit mir in einen solchen heiligen Stand einzutreten, worin wir unser durch die Sünden verlorenes Ebenbild Gottes wiederfinden und zu unserm seligen Ursprung in die Einheit Gottes gelangen mögen. Ist dies zum festen Beschluß dein Herzens Wille und Meinung, so gib mir zuletzt dein durch Gottes Gnaden helles und deutliches Jawort und dazu mir und unsern Brüdern und Schwestern deine rechte Hand mit einem Liebeskuß.“

Wegen dieser Selbsttrauung hatte Reckefuß schwere Verfolgungen zu erdulden und hat oft im Gefängnis zu Blotho gefessen, weil er sich nicht der Anordnung der Obrigkeit gemäß von Christina trennen wollte. Schließlich erkannte die Regierung die Harmlosigkeit der Leute und die Hoffnungslosigkeit ihrer Bekämpfung und ließ von der Verfolgung ab.

In den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts erschien unter den Quäkern in Ravensberg ein vornehmer fremder Mann, der in manchen Stücken als ein Vorläufer unsres Tschirschky zu betrachten ist. Er war ein frommer Kriegsrat namens Albinus, der in Berlin die westdeutschen Quäker kennen

lernte und zu ihnen überging. Er gab sein Amt auf und kam über Pyrmont in die Gegend von Blotho. Er wohnte bei der Familie Reckefuß in Exter, wo er sich eine Wohnstube ausbauen ließ und sich hauptsächlich mit Holzhacken beschäftigte. Nachdem er sich bei dieser ungewohnten Arbeit durch einen Hieb ins Bein schwer verletzt hatte, ging er wieder nach Pyrmont und wurde dort von den Quäkern zum Flachsaufkaufen und ähnlichen Arbeiten benutzt.

Dietrich Reckefuß und Christina gehörten in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu den auffallendsten und bekanntesten Erscheinungen der Gegend. Sie hatten immer das Wort Gottes im Munde und hörten nicht auf, die Leute zu ermahnen, wo sie gingen und standen. Sie redeten alle mit Du an, grüßten niemanden zuerst und erwiderten den Gruß der anderen nur mit einem herablassenden „Ich danke“. Sie trugen nicht Quäckerkleidung, sondern die Tracht der Heimat. Aber Dietrich hatte, von der Sitte des Landes abweichend einen langen, Ehrfurcht einflößenden Vollbart, und es war beliebt, die ungezogenen Kinder zu schrecken mit dem Ruf: „Der Reckefuß soll kommen!“

Wie Reckefuß, so lebten alle Quäker der Gegend mit Staat und Kirche in schärfstem Kampfe. Sie ließen sich nicht kirchlich trauen, ihre Kinder nicht taufen, schickten sie nicht in die staatliche Schule mit dem kirchlichen Religionsunterricht, begruben ihre Toten in ihren Gärten, verweigerten Kriegsleistungen und ließen nicht ab, trotz aller Verbote von oben, ihre privaten und öffentlichen Versammlungen zu halten. Dabei gingen sie im Vertrauen auf die Heiligkeit ihrer Sache mit ihren Beschwerden gegen Maßnahmen der Regierung gern bis in die höchsten Instanzen, ja bis zum König selbst hinauf.¹⁾

¹⁾ Über die Erweckung in Ravensberg findet man mancherlei Material bei Tiesmeyer: Die Erweckungsbewegung in Deutschland; Bd. I, Heft 1. Vgl. dazu auch F. v. Bodelschwingh: Drei freudige Wassers schöpfer aus der Erweckungszeit Minden-Ravensbergs (Seermann, Volkening, Jobst Harde), Bethel 1902. Über „die beiden Christusfamilien in Jöllenbeck“. Hitzig und Häring: Neuer Pitaval; 6. Teil, 2. Aufl., Leipzig 1858, S. 272—282. Die Aktenstücke zur Geschichte der Quäker in Ravensberg während der Jahre 1790—1800 findet man bei Gedike: Annalen des preussischen Schul-

So kam auch Simon Barenbrinck nach Potsdam, um beim Könige Klage zu führen. Der Grund war, so wird berichtet, daß die Kinder, die seine Frau Christine Barenbrinck aus erster Ehe hatte, nicht in den Konfirmandenunterricht des Baldorfer Pfarrers Linkmeyer geschickt worden waren, in dessen Kirchspiel die Familie wohnte. Zur Strafe hatte die Obrigkeit die Kinder den Eltern weggenommen und zu fremden Leuten getan. Da reiste der Vater nach Potsdam, um die Gnade des Königs anzurufen. Er wurde mit seiner Beschwerde abgewiesen. Über seine Reise hatte einen andern, unerwarteten Erfolg.

Im Juli des Jahres 1832 erschien in der Gegend von Blotho ein stattlicher, vornehmer Mann, wie man sagte, ein früherer Offizier von der Garde, und setzte die Bewohner des Städtchens und der umliegenden Dörfer in lebhaftere Erregung. Er mietete sich auf einem benachbarten Bauernhof ein und zeigte sich stets in bauerlicher Kleidung. Wie man hörte, war er ein frommer Mann, der aus religiösen Gründen seinen Abschied genommen hatte und nun ganz seiner Frömmigkeit leben wollte.

Und so war es in der Tat. Carl von Tschirschky war in seine neue Heimat eingezogen. Er wohnte zusammen mit den Eheleuten Barenbrinck und Reckesfuß auf einem alten Quäkerhofe, dem Kolonat Cordes Nr. 9 zu Wehrendorf im Kirchspiel Baldorf. Ohne selbst der Quäkergesellschaft förmlich beizutreten, lebte er unter den Quäkern als unter gesinnungsverwandten Brüdern und Schwestern und nahm teil an der Einfachheit ihrer Sitten. Er lebte wie ein Bauer, ja, wie ein Bauernknecht, saß am Webstuhl und half bei der Landwirtschaft. Er nahm willig die widrigsten Arbeiten auf sich, bis herab zum Stallmisten und Düngeraufladen. Vor allem aber lebte er

und Kirchenwesens; Bd. I, Berlin 1800, S. 165—180 und 325—356. Diese Urkunden sind bearbeitet und eingeleitet in dem Aufsatz von Brandes: Eine Quäkersekte im Ravensbergischen (Zeitschrift für historische Theologie, herausg. von Kahnis, Jahrg. 1873, S. 110—153). Aus dem gleich zu nennenden Buch von Langewiesche-Brandt ist der Abschnitt über die Erweckung in Ravensberg (S. 129 f.) im vorstehenden fast wörtlich wiedergegeben. Über die allgemeine Geschichte und Kultur des Ravensberger Landes siehe die Festschrift: Minden-Ravensberg unter der Herrschaft der Hohenzollern (mit Bildern und Karten) Bielefeld 1909 (Velhagen u. Klasing). Darin behandelt Eichhoff die Kirchen- und Schulgeschichte (S. 89—138).

seinen frommen Gedanken und fing an, das, was er innerlich erlebte, zu verkündigen. Da horchten die Stillen im Lande auf, und manche kamen, den neuen Propheten zu sehen und zu hören.¹⁾

In der Stadt Blotho stand man dem merkwürdigen Fremden im ganzen verständnislos gegenüber. Doch gab es auch solche, die ihn ernst nahmen und ihm warme Sympathie entgegenbrachten. Zu diesen gehörte der Arzt Dr. Schrader, der aus einem alten Theologengeschlecht stammte. In seiner Familie hat sich die Erinnerung an den frommen Gardeoffizier bis auf den heutigen Tag erhalten. Sein Enkel, der Schriftsteller und Verleger Langewiesche-Brandt, hat sich von seiner Großmutter viel aus der alten Zeit erzählen lassen, auch von dem frommen Leutnant von Tschirschky. Was er von ihm erfahren hat, teilt er in seinen Erinnerungen mit und berichtet unter anderem folgenden Vorfall:²⁾

¹⁾ Die Nachricht über den Anlaß der Reise Varenbrincks verdanke ich einem Brief des Verwaltungsassistenten Kruse in Blotho, der sich bei einem Enkel, Hermann Varenbrinck auf dem Hofe Nr. 8 in Bonneberg, erkundigt hat. Vgl. auch S. 74, Anm. — Die Notizen über die bäuerliche Lebensweise Tschirschkys entnehme ich dem Lippischen Dorfkalender für 1900 (Seite i. L., Verlag von Welchert). Darin hat Pfarrer Schmidt-Blotho unter der Überschrift: „Ein einsames Grab“ (S. 34—39, mit Abbildungen vom Grabe und von der Landschaft) die Geschichte Tschirschkys erzählt. Er hat dabei außer den Aufzeichnungen des Gedenkbuchs die mündliche Bauernüberlieferung verwendet, nach den Mitteilungen des alten Buschmeier, auf dessen Hof sich das Grab befindet. Mündliche Überlieferung muß natürlich immer mit Vorsicht behandelt werden. Aber die Form, in der Schmidt sie übernommen hat, steht, so weit wir dies nachprüfen können, der Wirklichkeit näher als die Bauernberichte, die uns in anderen Quellen mitgeteilt werden.

²⁾ Jugend und Heimat. Erinnerungen eines Fünfundzwanzigjährigen. Verlag von W. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München 1916. Der Verfasser erzählt S. 126—134 die Geschichte Tschirschkys, wobei er die Quellen, soweit sich's kontrollieren läßt, gewissenhaft benutzt, so daß man auch seiner Sonderüberlieferung Vertrauen schenken kann, die übrigens mit allen ihren Zügen genau in das uns sonst bekannte Bild der Sache hineinpaßt. Langewiesche nimmt in seiner Erzählung offensichtlich für den Leutnant Partei. Das ist sehr verständlich bei einem Anhänger von Johannes Müller, dessen Geistesrichtung mit dem Quäkertum wie mit der Mystik aller Zeiten manchen Zug gemeinsam hat.

„Eines schönen Sommertages beschloß ein Kreis von Damen und Herren, dem auch meine damals noch recht junge und weltlich gefinnte Großmutter angehörte, auf einer Landpartie bei dem frommen Einsiedler vorzusprechen und ihn um einen Trunk Wasser zu bitten. Übermütig und doch befangen dringt man in die Bauernstube, wo jener im blauen Kittel am Webstuhl sitzt und sich zunächst nicht stören läßt.

Man wagt allerlei Fragen, die ruhig und sachlich beantwortet werden. Als man aber zudringlicher wird, und einer den albernen Wunsch nach Wasser äußert, erhebt sich der stattliche Weber: jetzt wolle er ihnen lebendiges Wasser geben. Und nun hält er den erschrockenen Kindern der Welt eine kurze, strenge Bußpredigt, mit der Frage anhebend: „Was seid ihr herausgekommen zu sehen?“

Da sind jene gar kleinlaut geworden und langsam abgezogen. Und die Großmutter hat später einmal ausgesprochen, nie habe sie ihren Mann so zornig gesehen wie an jenem Abend, als sie dem aus der Prager Heimkehrenden das törichte Abenteuer gebeicht hat.“

Heißames Stillstehen.

In den letzten Wochen des Sommers erlebte der ernste Fremdling auf dem einsamen Quäkerhofe, wo er betete und arbeitete, predigte und sich selbst vertiefte, Stunden starker innerer Erhebung und Freudigkeit.

Seine geistige Nahrung zog er in dieser Zeit vor allem aus den Schriften eines Mannes, dem er sich nahe verwandt fühlte und der ihn darum derartig fesselte, daß er ihn immer wieder lesen mußte. Es war der Nürnberger Johann Georg Bichtel, ein Zeitgenosse Speners, ein Anhänger der Theosophie Jakob Böhmes, jedoch weltflüchtiger gestimmt als der Meister. Er war einer der extremsten Mystiker, welche die christliche Vergangenheit gesehen hat.¹⁾ Man nannte ihn einen „Mün-

¹⁾ Vgl. den Artikel über Bichtel in *RE.* 3. Auflage, Band 6. Seine Schriften sind gesammelt in der „*Theosophia practica*“ Leiden 1722. Kurze Auszüge daraus findet man bei Noack: *Die christliche Mystik*, Königsberg 1853, Bd. 2, S. 137—141 unter der Überschrift: „Ausartung der lutherischen Mystik“. Siehe auch Ritschl: *Geschichte des Pietismus*.

zerischen“, und die kirchlichen Dogmatiker bekämpften ihn als einen Schwärmer gefährlichster Art. Er wurde auch Quäker gescholten, und in der That stimmt seine Denkweise in manchen Stücken mit der quäkerischen überein. Aber er hat sich der Gesellschaft der Freunde niemals angeschlossen. Sie war ihm viel zu weltlich gesinnt. Er war überhaupt eine Größe für sich und fand nur einen ganz kleinen Kreis von Anhängern.

Aber unserm Tschirschky hatte er's angetan. Der las seine Schriften mit heißer Begier und mußte sie immer wieder lesen. Und er hat seine Gedankengänge nicht bloß in seinen Verstand aufgenommen, nein, er hat manche von Gichtels frommen Erlebnissen unter stärksten Erregungen in seiner eigenen Seele nacherlebt. Darüber ist er freilich niemals zum vollständigen „Gichtelianer“ geworden. Er wahrt sich überall doch seine persönliche Eigentümlichkeit. Aber mächtig ist der Einfluß des alten Mystikers ohne Frage gewesen, und wir werden gut tun, ein paar Hauptabschnitte aus Gichtel zu lesen, wenn wir Tschirschkys Gedanken und Handlungen ganz verstehen wollen. Wir finden bei Gichtel sozusagen das theologische System, das Tschirschky studierte, und die gedrängten Aphorismen des Gedankenbuchs gewinnen von diesem System aus betrachtet erst ihre volle Klarheit und ihren organischen Zusammenhang.

Der Himmel, worin Gott lebt, ist in uns, nicht das äußere Wort, sondern die innere Erleuchtung ist die wahre Offenbarung Gottes, nicht der Christus für uns, der in der Geschichte gelebt und gelitten hat, sondern der Christus, der in uns lebt und leidet, ist unser Erlöser — das sind die Grundgedanken Gichtels. Er schreibt:

„Ich konnte auf die Heilige Schrift mich nicht verlassen, bis Gott im Geist mir von Angesicht erschien, und von Mund zu Mund meiner Vorsorge mich versichert hat. Die äußere Bibel war mir zu schwach; ich konnte wegen der vielen Auslegungen und Verdrehungen mich darauf nicht verlassen; mich hat nichts erquicken können, und kann meine Seele noch nichts sättigen als allein nur Gott in mir selbst im innern Grund, welches ist Jesus in uns. Ich habe meine Imaginationen nie weiter gehen lassen, Gott an keinem Ort gesucht, gefunden, angebetet oder geehrt als in mir selbst; ich achte außer mir nichts, gebe alles in den Tod“ und halte mich allein an den innern Gott in mir. Die selbst im innern Zentrum ausgeborene Erkenntnis ist die sicherste, und mir hat Gott nach dem Reichtum seiner Gnade eröffnet, wie Gottes

Reich in meiner Seele war, da ich noch in meiner Mutter Leibe verschlossen lag, und bin gar gewiß, wie jeder Mensch, sei er Jude, Türke, Heide oder sonst, es in seiner Seele finden sollte, wo er nur mit Ernst danach graben und in sich suchen möchte. Das erleuchtete Gemüt kann in keinem menschlichen Worte ruhen, es geht immer ins Zentrum und forschet in sich im Lichte der Natur nach dem Grund, welcher Gott selbst ist, und was es darin nicht gegründet findet, das läßt es als eine gute Meinung fahren und ruht in Gott.

Sollte man gründlich nach Gottes Wort, Sinn und Willen informieren, so müßte man das heutige Christentum ganz umschmeißen und der Jugend zeigen, daß es nur Babel mit dem Tiere sei, und also den Grund auf Christum in uns legen und den verkehrten Lehrpunkt Christum pro nobis gründlich mit dem Leben lehren, dawider sich alle Professoren und Prediger legen und schwere Verfolgung anrichten sollten; denn Christus ist nirgends zu finden als in der Nachfolge, welche bei der äußerlich zugerechneten Gerechtigkeit Christi doch nicht sein will. Christus pro nobis ist dem alten Adam angenehmer als der neue Wein Christus in uns und kostet einen schmerzlicheren Tod, daran weder unsre Lehrer noch ihre Zuhörer Geschmack haben. Es hilft nicht, daß Christus für uns alles getan, wo wir nicht unser Fleisch samt den bösen Lüsten kreuzigen. Man hat dem alten Menschen zu weiche Polster untergelegt und ihn gelehrt, daß Christus für uns gestorben und wir nicht sterben dürfen. Als Christus ins Fleisch kam, haben die Juden ihn nicht in seiner niedrigen Gestalt gekannt; dieser Christus war pro nobis, nun ist er uns im Geiste erschienen.“

Das war es, was Tschirschky las und immer wieder las und nicht nur las, sondern in eigentümlicher Weise nacherlebte. Er hat wohl Gichtel nicht erst in Wehrendorf kennen gelernt. Schon wenn er in Potsdam immer wieder von dem inneren Christus zeugte und den bloßen Rechtfertigungsglauben von sich wies, kann Gichtels Geist aus ihm gesprochen haben. Aber jetzt, in der Stille des Ravensberger Bauernhofes, gab er sich der Mystik mit ganzer Seele hin. Besonders war es jetzt ein Erlebnis Gichtels, das ihn tief ergriff und ihm zu eigen wurde: das Erlebnis der überwältigenden Liebe Gottes. Darüber stand bei Gichtel zu lesen:

„Gott ist und bleibt ewige Liebe. Der Zorn ist nur der Natur, nicht Gott; er ist nur Gottes Instrument, welches ohne den Meister nichts tun kann. Ich habe Sünde und allen Quark mit einem Schlag ernstlich verflucht, ja den Teufel und seine Mutter mit, und mich an die Liebe gehalten, denn Gott ist die Liebe, und außer ihm kenne ich keinen andern Gott. Der uns anklagt, ist nur der zornige Knecht, der Teufel, und nicht Gott; den verfluche ich ewig; ich soll Gott fürchten

und nicht den Teufel mit seinem Sündenregister. Da kam der Teufel auf der andern Seite; die Gott lieb hat, züchtigt er, und du willst keine Strafe und Züchtigung mehr im Gewissen leiden, ein Libertiner sein und frei nach deiner Lust leben. Solche Knüttel bringt der Teufel; aber ich verfluche ihn mit all seiner Schrift und all seiner Anklage; ich will keinen Gott absolut kennen, ehren, anbeten, der anklagt, sondern die Liebe, die bessert; der Ankläger aber turbiert und raubt uns Gottes Liebesherz. Die Gebrechen im Fleisch und Blut müßt ihr selbst töten, verfluchen und mit eurem Willen darüber hinschreiten, denn unser Wandel ist nicht im Fleisch, sondern im Willengeist."

So schrieb Gichtel, und Tschirschky trug in das Gedekbuch ein:

„Werndorf, den 12. September 1832.

Bin in der gestrigen Nacht vom 10. zum 11. auf eines der Hauptworte Gichtels vom Geiste geführt worden, daß man durch die Liebe Gottes in uns den Zorn Gottes in uns und in anderen überwinden müsse. Beide Reiche sind im Menschen offenbar; welchem er sich mit seinem Willen hingibt, dessen Knecht wird er. — Dieser Hunger, mit der Liebe den Zorn zu überwinden und um keinen Preis die Liebe fahren zu lassen, ist dem Teufel und allen seinen traurigen Pfeilen ein Gift und Pestilenz!"

So hatte Tschirschky sich tief in die Gedankenwelt des wundersamen Mystikers eingelebt. In einem wichtigen Punkte freilich vermochte er ihm nicht zu folgen. Gichtel ging in seiner Weltflucht so weit, daß er den ehelosen Stand als den allein vollkommenen pries. Er sagt:

„Wer uns nachfolgen, Jesum anziehen und wieder im Gemüt zur Ruhe kommen will, muß Weib, Kind, Knecht, Magd, Vieh von sich tun. Die Ehe ist wider die erste Ordnung der Schöpfung. Wen es lüstet, das Paradies mit dem Baum des Lebens in dieser Zeit innerlich zu schauen, zu empfinden und zu schmecken, der hasse alles Irdische und meide ja die Venus.“

So sprach der Meister, und seine Schüler, die „Engelsbrüder“, wie man sie nannte, fielen gerade durch ihre Ehelosigkeit auf. Hier konnte Tschirschky nicht folgen. Wohl hatte auch er um Christi willen vielem entsagt, aber gegen ein solches Maß von Weltflucht lehnte seine Seele sich auf. Beruf und Stand, Heimat, Verwandte und Bekannte hatte er verlassen. Aber ein zartes Band gab es noch, das ihn mit dieser

Welt und mit seiner Vergangenheit verknüpfte: Er konnte die Schwester Salemon nicht vergessen. Sie war ihm nicht nur eine Schwester in dem Herrn gewesen, sondern eine heiße Neigung hatte ihn ergriffen. Und nun zehrte die Sehnsucht nach ihr an seinem Herzen und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Und auch Amalie hatte ihn lieb gewonnen und behalten trotz allem, was sich in den letzten Monaten begeben hatte. Und sie faßte den heldenmütigen Entschluß, dem Verabschiedeten in seine bescheidenen Verhältnisse zu folgen und sein Weib zu werden.

So machte sie sich denn im Herbst des Jahres auf den Weg nach Westfalen. Von ihren Kindern nahm sie das jüngere, Mädchen, in die neue Heimat mit. Anfang November waren sie in Wehrendorf. Fröhlich trug Tschirschky dieses Ereignis in sein Gedenkbuch ein:

„Werndorf, den 1. November 1832.

Habe seit der Ankunft meiner geliebten Schwester Salemon wieder Ruhe und Friede in dem Glauben an Christum in mir, und Freiheit von allem Joch von Menschenatzung! — Gott sei gelobet und erhalte mich darin!“

Wenige Wochen später wurde Hochzeit gehalten. Zu einer kirchlichen Trauung konnte sich das Paar freilich nicht entschließen. Bei der feindlichen Stellung, die Tschirschky zur Landeskirche einnahm und die von den Ravensberger Quäkern seit Jahrzehnten öffentlich bekundet worden war, schien dieser Weg nicht gangbar zu sein. So wählten die beiden eine andre Form. Am 19. Dezember 1832 erschienen sie im Betsaal der Quäkergesellschaft in Eidinghausen bei Minden und nahmen an ihrem Gottesdienst teil. Ehe die Versammlung auseinanderging, traten sie vor und erklärten feierlich ihre Absicht, einander in Treue als Ehegatten zur Seite zu stehen. Dieselbe Erklärung gaben sie dann auch schriftlich ab und ließen die Urkunde von dem Gesellschaftsschreiber Rabbermann und von den übrigen Anwesenden als Zeugen unterzeichnen.¹⁾

¹⁾ In den Akten der Mindener Regierung besitzen wir einen kurzen Bericht über diesen Vorfall auf Grund von Erkundigungen, die Pastor Cämmerer in Eidinghausen bei den dortigen Quäkern eingezogen hat. Die

Das Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

„Daß wir Unterzeichneten uns im Namen des dreieinigen Gottes in Gegenwart nachfolgender Zeugen ehelich verbunden und einander Liebe und Treue gelobt haben, bis der Herr uns durch den Tod für diese Zeitlichkeit trennt, bezeugen wir hierdurch namentlich.

Carl von Tschirschky.

Amalie von Tschirschky, verwitwete Salemon,
geb. von Hahn.

Eidinghausen, den 19. des 12. Monats 1832.

Als gegenwärtige Zeugen dieser Verbindung unterzeichnen sich:

Heinrich Rabbermann sen.

Sgf. Carl Henke.

Kölling.

Ernst Schelb.

Meyer.

Carl Peitsmeyer.

Gottlieb Ellermann.

Heinrich Rabbermann jun.“

So hatten sich Carl und Amalie die Hand zum unauflöselichen Bunde gereicht. Nach geltendem Recht freilich hatten sie die Formalitäten einer ordentlichen Eheschließung nicht erfüllt, und die Obrigkeit sah daher ihre Verbindung nicht ohne weiteres als gültige Ehe an. Aber die Gnade des Königs war ihnen gewogen, und eine Kabinettsorder hat Amalie als des Leutnants von Tschirschky rechtmäßige Gattin anerkannt.

Um die Zeit seiner Verheiratung bezog Tschirschky mit den Seinen ein neues Heim.

Seine Arbeitskraft wurde auf dem Cordes'schen Hofe ungebührlich ausgenutzt. Das hat wohl Amalie schmerzlich empfunden und ihn zum Auszug gedrängt. Von nun an lebten

Regierungsakten, die wir auch weiterhin benutzen werden, liegen im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Alles Wissenswerte daraus hat mir auf meine Bitte Oberlehrerin Margarete Neumann in Berlin (eine Enkelin von „Mädchen“) mitgeteilt.

sie auf dem benachbarten Kolonat Koch Nr. 37. Der Sohn und Anerbe des Besitzers war von ähnlich frommer Gesinnung, wie der neue Bewohner seines väterlichen Hofes. Die beiden schlossen innige Freundschaft, und der Bauer hat dem Leutnant zeitlebens ein dankbares und ehrendes Andenken bewahrt.¹⁾

Auf dem Kochhof lebte die kleine Familie in dürftigen, aber befriedigenden Verhältnissen. Ihr Leben fristeten sie von Amaliens Witwenpension, die ihr zur Hälfte, in Höhe von 150 Reichstalern Gold, verblieben war. Im übrigen waren sie auf die Unterstützungen angewiesen, die Carl von seiner Mutter erhielt. Malchen unterrichtete der Vater selbst in Religion und im weltlichen Wissen. Das stille Walten der verständigen und maßvollen Gattin wirkte wohlthwend und beruhigend auf den leidenschaftlichen und aufgeregten Mann. So schien das Familienleben dazu angetan, seinem hochfliegenden Geist den nötigen äußeren Halt zu geben und ihn vor Überspannungen zu bewahren.

Und noch eine persönliche Beziehung knüpfte sich an, die eine heilsame Wirkung auf ihn ausübte.

Er lernte um die Jahreswende den Pietistengeneral, Pastor Volkening in Gütersloh kennen. Das war ein Mann, der seine Zuneigung gewann. Der war ihm selbst in manchem Stück verwandt. Er war sozusagen das, was er selber sein und mehr noch werden wollte: ein Erweckungsprediger größten Stils. Er war ein strenger Prediger der Buße, der rücksichtslos den Leuten ihre Sünden vorhielt. Er war bei seiner vorgesetzten Behörde nicht beliebt und hatte manches Ungemach von ihr zu erdulden. So erhielt er einst, als er seiner Gemeinde die Sünden eines Schützenfestes vorgehalten hatte, eine ernstliche Vermahnung, sich in Zukunft alles unnötigen Scheltens und Polterns zu enthalten. Doch er enthielt sich nicht. Ein solcher Mann mußte unserm Tschirschky gefallen. Freilich waren beide Männer doch in anderer Hinsicht sehr verschieden. Von der extremen Mystik eines Gichtel war Volkening weit entfernt.

¹⁾ Die Nachricht über die Ursache des Umzugs und über Koch stammt aus der Bauernüberlieferung, die Schmidt wiedergibt. Der Kochhof gehört ebenso wie der Cordeshof zur Bauerschaft Wehrendorf, nicht zu Bonneberg, wie das Blothoer Protokoll (s. u.) angibt.

Er hatte in seiner Jugend von den Boten der Brüdergemeinde starke Eindrücke empfangen und den Heiland lieben gelernt als das Lamm, das der Welt Sünde trägt. Und dann waren die 95 Thesen, die Klaus Harms im Jahre 1817 gegen den Rationalismus schleuderte, für ihn von entscheidender Bedeutung geworden. Darin wurde aber wiederum nicht das weltentrückte Aufgehen in Gott gelehrt, sondern der Glaube an den Gott, der um Christi willen die Sünden vergibt, an das Wort der Heiligen Schrift als die oberste Glaubensnorm und an die lutherische Kirche mit ihren Bekenntnissen und ihren Sakramenten.¹⁾ Das waren die Fundamente, auf denen sich Volkening's Gesinnung aufbaute. Ohne Zweifel war dies ein Standpunkt, der mehr in der konkreten Wirklichkeit des Weltlebens wurzelte als die einsame Gottversunkenheit eines Gichtel. Und Tschirschky hatte die Empfindung, daß er von Volkening lernen könne und öffnete sich dem Einfluß seiner geistig überlegenen Persönlichkeit, ohne freilich sein eignes Wesen aufzugeben.

Bald nach seinem ersten Zusammentreffen mit Volkening berichtet er kurz im Gedenkbuch über dieses und die andern Ereignisse der letzten Wochen:

„Kochhof, den 20. 1. 1833.

In der Zwischenzeit fand mein Ausgang von Vahrenbrinck und Korschhof nach Kochhof statt, durch welchen ich mit meiner Schwester, die nunmehr mein Weib geworden, wiederum alles Sichtbare im Glauben verließ. In dieser Zeit habe auch Volkening in Gütersloh kennen gelernt, durch welchen mein gewiß heilsames Stillstehen bewirkt wurde, jedoch kein Rückgehen.“

Also ein heilsames Stillstehen auf der gewonnenen Höhe der Gotteskindschaft, eine Mäßigung des himmeltürmenden Enthusiasmus, das war es, was er dem Gütersloher Freunde verdankte. Hierdurch wurde er auch vor einer schweren Gefahr bewahrt, der mancher andre in ähnlicher Lage erlegen ist. Er verstieg sich nicht zu der Behauptung, daß er ohne Sünde sei.

¹⁾ Näheres über Volkening findet man in den Schriften von Liesmeyer und Bodelschwingh, die früher genannt wurden. — Klaus Harms' Thesen sind in dessen Selbstbiographie abgedruckt.

Wir haben vielmehr aus der nächsten Zeit ein sprechendes Zeugnis für das Bewußtsein der eigenen Unvollkommenheit. Er schreibt:

„Werndorf (Kochhof), den 7. Februar 1833.

Heute abend vor dem Schlafengehen mit meiner Gattin und Tochter den Vorsatz gefaßt, in dem Herrn treuer zu werden, auch im Wachen zu der Zeit, wo das Gebet nicht so ganz wie zu anderen Zeiten geübet wird! Herr hilf, Herr laß wohlgelingen! Amen!“

So arbeitete er fort und fort an sich selbst und an den Seinen. Und nicht minder eifrig bemühte er sich um das Seelenheil der Leute, die im Lande ringsum auf ihren einsamen Höfen wohnten. Er ging in die Häuser von Wehrendorf und in die benachbarten Bauerschaften, und wo er erschien, da strömten die Leute zusammen und ließen seinen ernstesten Bußruf in ihre Herzen dringen. Viele wurden von seiner Rede tief erschüttert, und manche brachten dem verehrten Prediger Gaben als Zeichen ihrer Dankbarkeit.

Im März 1833 drang die Kunde von diesem Leben und Treiben zu den Ohren der Obrigkeit, und es kam zu einer Berührung zwischen dem Bußprediger und der Polizei. Am 2. März berichtete der Gendarm Geisler dem Bürgermeister Poelmahn zu Blotho, „bei der gestrigen Patrouille in Wehrendorf sei ihm von dem Vorsteher die Anzeige geworden, daß der vormalige Kavallerieoffizier Carl von Tzersky, welcher sich bei dem Kolon Koch zu Wehrendorf aufhalte, sich nach mehreren Häusern in Wehrendorf und der Umgebung begeben und Versammlungen zustandezubringen suche, durch Zustandebringen dieser Versammlung, worin er — der von Tzersky — von Austeilung von Gaben predigen soll, bezweckt er, daß ihm seine Zuhörer Gaben zubringen, wovon er gegenwärtig lebt. Er bitte, den p. von Tzersky wegen unerlaubten Bettelns und Profelytenmacherei zur Untersuchung und Bestrafung zu ziehen.“

So wurde denn Tschirschky aufgefordert, vor dem Bürgermeister zu erscheinen. Was hier verhandelt wurde, lesen wir im Protokoll:

Blotho, den 8. März 1833.

Borgeladen erschien heute der p. Tschirschky und deponierte zur Rechtfertigung über die ihm zur Last gelegten Vergehen aufgefordert: „Ich habe nie Versammlungen der Art gehalten, die das Gesetz verbietet, leugne aber nicht, privatim und an öffentlichen Orten den zufällig anwesenden Personen Religionswahrheiten vorgetragen zu haben. Betteleien irgendeiner Art habe ich mir nie zuschulden kommen lassen, habe jedoch auch nur freiwillige, als Geschenk angebotene Gaben nicht immer ausgeschlagen.“ Es wurde hierauf komparent mit den gesetzlichen Bestimmungen wegen verbotenen Bettelns bekannt gemacht und ihm zugleich die §§ 227, 214 Th. 2 Tit. 20 des Allg. L.-Rechtes langsam und deutlich vorgelesen, worauf derselbe erklärte: „Ich habe das mir soeben Vorgetragene sehr wohl verstanden, finde übrigens in allem diesem nicht das geringste Anzügliche auf meine Handlungsweise und muß wiederholen, daß ich weder gebettelt noch verbotene Versammlungen gehalten oder mich sonst nach meinem Wissen gegen die bestehenden gesetzlichen Vorschriften vergangen habe, und verspreche, mich auch für die Zukunft wie bisher so zu führen, daß gegründete Klagen über mich nicht erhoben werden können.“¹⁾

So hatte Tschirschky den ehrlichen Willen kundgetan, in Frieden mit der weltlichen Obrigkeit zu leben. Er hatte offenbar die richtige Empfindung, daß es seiner Sache eher schädlich als nützlich war, wenn er die Hüter der öffentlichen Ordnung zum Kampf herausforderte. So legte er seinen kriegerischen Instinkten Zügel an und widmete seine ganze Kraft der Bußpredigt und der stillen Pflege der Erweckten. Und das war gewiß das Beste, was er tun konnte. Freilich war das, was er predigte, vermutlich in manchen Stücken recht radikal, aber im ganzen darf man wohl sagen: er war in dieser Zeit auf einem guten Wege, und wenn er darauf weiter ging,

¹⁾ Diese amtlichen Urkunden sowie alle weiteren Anzeigen, Gesuche, Protokolle, Reskripte, Verfügungen, die das Schicksal unseres Tschirschky betreffen, liegen noch heute auf dem Amt zu Blotho und sind mir von dort auf meine Bitte zur Verfügung gestellt worden. Der Inhalt dieser Akten wird im folgenden fast vollständig, in der Regel wörtlich, wiedergegeben werden.

dann konnte aus dem Werk, das er begonnen hatte, noch etwas Großes werden. Vielleicht gewann er im Verkehr mit Volkening und im Zusammenleben mit den Seinen wieder mehr Verständnis für die Kirche und für die Welt. Vielleicht gewann er, ohne seine tiefe Gottergebenheit zu verlieren, doch mehr und mehr die freie, königliche Stellung zu den Dingen dieser Erde, die dem echten Gotteskinde gebührt. Vielleicht legte er dann das härene Gewand des Predigers in der Wüste ab und lernte mit den Sündern in der großen Kirche zu Tische sitzen. Vielleicht gingen ihm dann auch die Augen auf für die leiblichen Nöte des Volkes und für die Mittel, durch die man ihnen steuern mochte. Wenn das geschah, dann konnte er vielleicht noch einmal etwas ganz Großes schaffen, so etwas, wie das Werk des alten Kottwitz in Berlin oder gar ein Werk, wie es vierzig Jahre später Bodelschwingh im Ravensberger Lande in Angriff nahm. Wenn es wirklich beim heilsamen Stillstehen verblieb, so durfte man in der That noch viel erwarten von einem Manne, der alles, was er tat, mit Energie ergriff und mit Hingebung zu Ende führte. Er war noch jung, er konnte noch Jahrzehnte leben, und in der Welt gab es noch viel zu tun.

Neuer Sturm und Drang.

Aber das heilsame Stillstehen hatte nur zu bald ein Ende. Als der Frühling kam, erwachte in Tschirshkys Seele ein neuer Sturm und Drang, gewaltiger als je zuvor. Das ungestüme Verlangen, etwas Ungeheures zu tun, gepaart mit dem Bedürfnis, sich in hartem Kampf gegen alle widerstrebenden Gewalten durchzusetzen, gewann in ihm die Oberhand. Amaliens Milde und Volkenings Besonnenheit verloren ihren Einfluß. Dagegen zog ihn Gichtels Geist ganz in seinen Bann und trieb ihn zu einem Gebaren, das an die erste stürmische Zeit des Quäkertums erinnerte.

Gichtel hatte in Stunden höchster Verzückung sich selbst in heißem Gebet unter schwerer innerer Qual zum Opfer dargebracht, um die verlorenen Seelen der Ungläubigen zu retten, und sich so in die Rolle eines Welterlösers versetzt. Er nannte das „Melchisedek'sches Priestertum“ und erinnerte an Paulus,

der (Röm. 9, 3) gewünscht hatte, von Christus weg verdammt zu sein um der Brüder willen. Er sagt darüber:

„Das ist das tiefe Geheimnis, worin der Christ dem Ebenbild gleichförmig wird, wo dann der ernste Stand folgt, da dann der Christ wesentlich in den Prozeß Christi treten, sein Leben als ein Fluchopfer im Blut und Tod Jesu für seine Brüder darstellen muß. Es wird uns ein priesterliches, keusches Leben angezogen welches dem Altar dienen und sich in Christo Jesu dem kreatürlichen Zorn opfern kann zur Versöhnung; denn im Gebet führen wir immer unsre Kräfte durch Imagination in andre Seelen magisch ein, daß sie in ihnen dieselben auch empfinden und aus denselben Kräften auch in göttlicher Erkenntnis wachsen. Darauf ist vornehmlich das wenigen bekannte Melchisedekische Priestertum gegründet, in Christo ein erbarmendes Mitleiden mit den armen, notleidenden Seelen zu tragen, und daher ist das ganze Werk solcher Priester im Geist ein unablässiges Gebet, als Priester des Allerhöchsten Gott in seinem Allerheiligsten in ihnen immerdar Rauchopfer zum süßen Geruch anzuzünden, heilige Hände aufzuheben und für das Volk, das im Vorhof steht, Versöhnopfer zu tun, d. h. ihr Leben Gott zu konsekrieren, auf daß sein Zorn in der Kreatur gelöscht und die Seelen Gott gewonnen werden möchten, was nicht ohne empfindliche Angstschmerzen zugeht.“

Einer solchen Selbstaufopferung zur Erlösung der Menschen gab sich nun auch unser Tschirschky hin.

In den Ostertagen, vielleicht schon seit dem Karfreitag, opferte er sich unter Schmerzen in heißem Gebet für die Seelen der Ungläubigen. Als er aber den Gipfel der Verzückung erreicht hatte, erfaßte ihn ein furchtbarer Abscheu gegen die sichtbare Kirche. Auch das war offenbar eine Wirkung des Sittlichen Geistes. Hatte doch der alte Meister über die äußere Kirche Sätze wie diese geschrieben:

„Ich bin selbst in mir im innersten Grunde die Mutter Jesu. Denn wenn ich Jesum nicht in mir geboren, in Elementen und äußerem Wesen finde ich ihn nicht und habe also die wahre Mutter, die Kirche, in mir. Die Augsburgerische Konfession hindert den Geist Gottes, und solange ein Gemüt an einer äußerlichen Religion hanget, kann es nicht zur Liebesgemeinschaft durchbrechen. Darum können auch solche Glieder der Kirche, die in sich Jesum lebendig empfinden und schmecken, mit den Tierteufeln nicht mehr das Brot brechen und des Herrn Blut gemein machen; nur um der schwachen Einfalt willen sage ich dies: Wer Christi Tempel in seinem Herzen mit in die steinerne Kirche trägt, was mag ihm das Außerliche schaden?“

Diese Gedanken Sichts hat Tschirschky in den heißen inneren Kämpfen der Ostertage zu seinem Eigentum gemacht. Was er damals erlebt und erlitten hatte, das schrieb er wenige Tage später in gedrängten Sätzen nieder:

„Werndorf (Kochhof), den 12. April 1833.

Bergangenen 2. Ostertag, den 8. h., wurde mir, wiederum nach einem langen Harren auf das, was da kommen soll (beinahe wie vor einem Jahr in Potsdam) und nach einem einige Tage vorhergegangenen Gesichte von einem Abgrunde, in welchen ich aus Liebe zu Christo hineingesprungen und nach einer oftmaligen Aufopferung meiner selbst mit Leib und Seele für die armen Menschen, und nach dem empfangenen Gefühl der Annahme hiervon bei Gott, — ich sage, nach diesem allem wurde mir gezeigt, daß die ganze äußere Kirche, insofern sie Staatsinstitut geworden, es sei nun sogenannte katholische oder protestantische, der Abfall sei, von dem Paulus 2. Thess. 2, V. 3 redet. Hiermit bin ich bis gestern früh unaufhörlich ganz mächtig beschäftigt gewesen, — da aber wurde mir wieder alles genommen, bis mir am heutigen Morgen wieder die Verheißung Joh. 14 V. 12 als auch mir gegeben, bestätigt und zu größerem Segen wurde.“

Das also war der Ertrag der schweren inneren Kämpfe: die Staatskirche antichristlich und er selbst, Tschirschky, dazu berufen, die Werke Christi zu tun, ja größere Werke als Christus. Er zog alsbald hieraus die praktischen Folgerungen: Kampf gegen die bestehende Kirche und Gründung einer neuen Gemeinschaft.

Schon am Donnerstag nach Ostern feierte er in kleinstem Kreise das Abendmahl. Das bedeutete wohl den Anfang der neuen Gemeinde. Zugleich entschloß er sich, die Kindertaufe aufrechtzuerhalten. Er schreibt:

„Den 12. 4. 1833. Kochhof.

Haben auch gestern abend das Brot gebrochen im einfältigen Glauben, daß uns der Herr sein Fleisch und Blut zu genießen gebe (Fritz, Amalie, Malchen und ich). — Mit der Taufe hatte auch einen Blick, daß wir die kleinen Kinder in unsrer Gemeinschaft taufen würden und der Herr Ja und Amen

dazu sprechen würde. Doch will dies letztere nochmals dem Herrn anheimstellen.“

Die neue Gemeinde, die hiermit ins Leben getreten war und zu der vorerst außer der Familie des Stifters nur ein einziges Mitglied — vermutlich Friedrich Koch¹⁾ — gehörte, trug von vornherein ihr eigentümliches Gepräge durch eine starke Betonung der Sakramente, wie sie im allgemeinen bei den Sekten nicht üblich ist. Dadurch unterschied sie sich auch deutlich von der Gesellschaft der Freunde, die zwar in Ravensberg gelegentlich miteinander das Abendmahl feierten, jedoch auf die Teilnahme am Sakrament gar kein Gewicht legten. In diesem Punkt schloß sich Tschirschky — vielleicht unter dem Einfluß Volkenings — enger als die Quäker an die biblische und kirchliche Überlieferung an. Freilich war er dabei überzeugt, nicht äußerer Autorität, sondern unmittelbarer göttlicher Eingebung zu folgen. Von dieser Geistesverfassung zeugt auch die folgende kurze Eintragung im Gedenkbuch:

„Den 13.

Hatte heute morgen das Wort: Der Vater wird mir ein Gebot geben, wie ich tun und reden solle.“ —

Und er fühlte sich denn auch in den nächsten Wochen mächtig zum Handeln und Reden getrieben, und zwar zum Handeln und Reden gegen die bestehende äußere Kirche.

Vierzehn Tage nach Ostern erfolgte der erste offene Angriff. Wir lesen darüber:

„Den 22. 4. 1833.

Gestern am ersten Tage²⁾ (Sonntag) in einer Versammlung, die sich bei mir einfand, öffentlich die Wahrheit bekannt, daß nämlich die ganze äußere Kirchenverfassung Babel sei und man davon ausgehen müsse. — Heute darüber auf Anregung des Geistes Gottes an Volkening geschrieben. — Heute abend alles glauben können! Der Herr sei hoch gelobet und führe mich nicht in Versuchung.“

¹⁾ Das Lemgoer Gemeindeblatt 1885, Nr. 12 nennt „Friedrich Koch und Hermann Fricke“ als Freunde Tschirschkys. Nach Schmidt hat der junge Koch nicht zu den Quäkern gehört. Er mag also mit „Fritz“ identisch sein.

²⁾ Die Bezeichnung „erster Tag“ für den Sonntag ist quäkerisch.

So hatte der leidenschaftliche Mann zum erstenmal vor einem Kreise von Gläubigen die bestehenden Kirchen stürmisch angegriffen und sie zum Austritt aufgefordert, und die gleiche Zumutung — denn nichts andres kann der Brief an Volkening enthalten haben — an den Mann gestellt, der mit vollem Bewußtsein innerhalb der Landeskirche stehend, Leben aus Gott in den Seelen erwecken wollte.

Auf diesen ersten sollte bald ein zweiter, noch stürmischerer Angriff folgen. Während der beiden nächsten Wochen reiste in der Seele Tschirshkys der Plan zu einer Tat, wie sie Fog, der erste Quäker, einst getan, und die sich dann in der ersten, aufgeregten Zeit des Quäkertums noch oft wiederholt hatte.¹⁾ Er entschloß sich in der Kirche zu Baldorf während des Gottesdienstes aufzutreten und die Wahrheit, wie er sie verstand, laut zu bekennen. Vielleicht daß Gott auf diesem Wege ihm den Zugang zu den Seelen einiger Auserwählter öffnete. Aber wie der Erfolg auch ausfallen mochte — es drängte ihn zum offenen Kampfe auf Leben und Tod.

Der alte Pfarrer Linkmeyer, der die Gemeinde Baldorf seit mehr als dreißig Jahren geistlich versorgte, war nicht gerade ein sehr hochfliegender Geist. Er war ein stolzer Sohn der Aufklärung, der mehr Sinn für die weltliche Bildung als für die Stillung der tiefsten Seelennöte seiner Leute besessen zu haben scheint. Bezeichnend für seine Gesinnung ist, was er in die Chronik von Baldorf geschrieben hat. Da lesen wir:

„Den 17. März 1801 bin ich, Samuel Friedrich Linkmeyer, hier eingezogen. Die Koloni N. N. haben mich und meine Sachen von Löhne im Fürstentum Minden, wo ich schon zehn Jahre Prediger gewesen war, ungeweigert, wie auch einer jeden Gemeinde Pflicht ist, abgeholt. Darauf bin ich am Sonntag Judika, den 22. März, in der Kirche durch den Herrn Superintendenten Delius, Prediger zu Heepen eingeführt. Dabei

¹⁾ Fog hörte in der Kirche von Nottingham, wie der Prediger das „feste prophetische Wort“ (2. Petr. 1, 19) auf die Heilige Schrift als höchste Lehrnorm bezog. Da rief er mit mächtig erhobener Stimme: „Nein, nein, es ist nicht die Schrift, es ist der Geist, aus dem die heiligen Propheten geredet und geschrieben!“ Er wurde deswegen verhaftet, aber bald wieder frei gelassen (RC. 16, S. 358).

kann ich nicht umhin den Wunsch zu äußern: Möchte doch der Landmann überall und besonders in hiesiger Gemeinde in wahrer Aufklärung und in alle dem Guten, welches davon abhängt, immer weiter fortschreiten! Noch jetzt sieht es mit der Bildung des Landmannes sehr schlecht aus. Er kennt die sichtbare Welt wenig, wie viel weniger wird er die unsichtbare kennen? Er denkt nicht und liest nicht, es möchte denn ein altes Erbauungsbuch sein, dessen Worte er liest, um seinem Gotte einen Dienst zu tun. Das kann auch fast nicht anders sein: denn in der Schule werden die Kinder mit bloßen Gedächtnissachen beschäftigt. In den Schulen hiesiger Gemeinde müssen sie den ganzen Großen Katechismus auswendig lernen, und die Ideen, die ihnen vorgetragen werden, sind, wie herkömmlich, meist nur Geburten der Phantasie, die in der wirklichen Welt wenig Nutzen gewähren und die in ihnen kein Leben erhalten können. Möchte man doch nach 50 oder nach 100 Jahren sagen, daß es ganz anders und viel besser in der Welt und an hiesigem Orte aussehe!" Was weiter folgt, handelt von Krieg, Witterung, Bauten, Kauf und Verkauf.¹⁾

Ein Geistlicher, dessen Gedanken sich in diesen Niederungen des Lebens bewegten, konnte natürlich einem Himmelstürmer wie unserem Tschirschky nicht gefallen, ja er mußte ihm als ein lebendiger Beweis erscheinen für die Verworfenheit der äußeren Kirche, die ihm in Stunden höchster Verzückung zur inneren Gewißheit geworden war. Das war der Mann, dem er die Wahrheit sagen mußte.

Am Sonntag Kantate, den 5. Mai 1833, schritt er zur Lat. Er ging mit der Gemeinde zum Gottesdienst in die Kirche von Baldorf. Als Pastor Linkmeyer seine Predigt begonnen und deren ersten Teil noch nicht vollendet hatte, sahen plötzlich die Anwesenden zu ihrem Schrecken, wie der stattliche fremde Mann sich von seinem Sitz erhob. Er breitete die Arme aus, wobei er in der einen Hand einen starken Stock führte, schritt gegen die Kanzel vor und rief mit lauter, vernehmlicher Stimme: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ Es

¹⁾ Die Nachrichten über Linkmeyer verdanke ich einem Brief von Pfarrer Busse in Baldorf.

entstand in der Kirche eine allgemeine Aufregung. Der Lehrer Kolwes aus Wehrendorf erhob sich, um weitere Störungen zu verhüten, von seinem Platz, ergriff den ihm unbekanntem Mann und versuchte ihn aus der Versammlung zu entfernen. Jener sträubte sich heftig und fuhr fort zu reden: „O ihr armen Schafe, wie bedaure ich euch, daß ihr einen solchen falschen Hirten habt!“ Mehr blieb dem heftig mit ihm ringenden Lehrer nicht im Gedächtnis. Andre erinnerten sich später noch weiterer Worte. Der Kolon Klocke aus Steinbründorf hatte gehört, wie er ausrief: „Mich jammert so mancher armer Seelen, die hier sind. Denn euer Lehrer ist ein falscher Lehrer, ein falscher Prophet! Der armen Christina Barenbrinck ist vor zwei Jahren vom Prediger und der Regierung das größte Unrecht geschehen!“ Und der alte Grenzaufseher Müller aus Baldorf erinnerte sich später besonders noch folgender Worte: „Der falsche Pharisäer, der vor euch steht, hat die Christine Barenbrinck auch ganz unrecht behandelt!“ Der Kolon Klocke eilte dem Lehrer Kolwes zu Hilfe, und den vereinten Kräften beider Männer gelang es, den unerwünschten Prediger aus der Kirche zu entfernen.¹⁾

Dieser Vorfall erregte großes Aufsehen in der Nachbarschaft. Die Geschichte ist noch Jahrzehnte hindurch von den Bauern der Gegend erzählt worden, ja sie ist sogar bis nach Potsdam gedungen, und so hat auch Eylert sie erfahren und überliefert. Es ist überaus lehrreich zu sehen, wie in diesen beiden Überlieferungen die Phantasie der Erzähler, zum Teil vielleicht unbewußt, den Tatbestand umgestaltet hat, und zwar in entgegengesetzten Richtungen, indem auf der einen Seite der Bischof stark karikierend den Leutnant weit gröber reden läßt, als es in Wirklichkeit geschehen ist, während die Bauern, die im ganzen treuer überliefert haben, leise idealisierend ihn nicht die Predigt unterbrechen, sondern in einer Pause der Liturgie

¹⁾ Diese Schilderung geht (soweit es möglich war, wörtlich), auf die Aussagen zurück, die Kolwes, Klocke und Müller am 22. 5. vor dem Bürgermeister von Blotho gemacht haben, mit der Versicherung, die Wahrheit ihrer Angaben beschwören zu können. Sie haben in dieser Lage selbstverständlich nur das gesagt, was sie nach mehr als 14 Tagen noch bestimmt zu wissen glaubten. In Wirklichkeit kann T. natürlich noch andre Worte gesprochen haben.

sprechen lassen. Im übrigen treffen beide Berichte zweifellos den Kern der Sache und enthalten manche Einzelheiten, die vielleicht der Wahrheit entsprechen, obwohl sie von den Augen- und Ohrenzeugen nicht überliefert sind. Eylert schreibt:

„Es war gerade Sonntag, als er im Fürstentum Minden, nicht weit von Bünde, in die Kirche ging, in der die Einwohnerschaft zahlreich versammelt war und in Andacht der Predigt ihres geliebten Pastors zuhörte. Auch der gewesene Husarenleutnant tat dies eine Zeitlang; dann aber trat er hervor und ging in lauten Schritten zum Altar. Hier stand er still, sah zu dem redenden Pastor hinauf und sprach zum Schrecken und Erstaunen der stillen Versammlung: „Pfaffe, halt's Maul! Du bist ein Baalspfaffe und ein wahrer Bauchdiener. Da sitzen die Schafe deiner Herde und hören das elende Geträtsch. Mich jammern sie; sie werden in der Irre herumgeführt von einem blinden Leiter der Blinden. Ich will euch Jesum, den Gekreuzigten, verkündigen; er ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die an ihn glauben. Von dieser verborgenen Kraft weiß dieser Pfaffe nichts, er kann sie darum auch nicht mitteilen. In mir aber ist der Geist Gottes, er ist ein Heiliger Geist und redet aus mir; herunter von der Kanzel! Ich will und muß sprechen.“ Als er aber zum Schrecken des Ortspredigers und der Versammlung noch mitten im Sprechen war, trat der anwesende Justizbeamte, empört über die unerhörte Störung hinzu, hieß schweigen und arretierte den unbekanntem Fremdling.“

Die Bauernüberlieferung erzählt den Vorgang in der Kirche so: „Als der Geistliche nach dem Eingangsspruch des Gottesdienstes einen Gesangsvers ankündigen wollte, rief Tschirschky mit lauter Stimme durch die Kirche: „Ihr armen Schafe dauert mich, ihr habt einen falschen Propheten.“ Der Pastor winkte einem der damals dort stationierten Grenzaufseher, der mit Hilfe eines andern Mannes jenen hinausführte oder hinausstieß. Tschirschky kniete auf einem Grabhügel nieder und betete lange und inbrünstig. Der Pastor setzte seine Predigt fort.“¹⁾

¹⁾ Eylert beruft sich für die Erzählung von dem Vorfall in der Kirche

Gleich am folgenden Tage machte Linkmeyer beim Amt zu Blotho Anzeige von dem ganz ungewöhnlichen Vorfall, den er in seiner Kirche erlebt hatte. Er schrieb:

„Herrn Bürgermeister,

Es hat sich hier seit einem Jahre ein ehemaliger preußischer Leutnant, der sich von Sierski nennt und aus Schlesien gebürtig sein soll, aufgehalten, jetzt wohnhaft bei Nr. 37 zu Behrendorf. Dieser ist ein rasender Pietist und scheint wegen überspannter, furchtbarer Religionsbegriffe an Vernunft verloren zu haben, und hat es deswegen gewagt, gestern, den 5. d. M., in unsrer Kirche mitten in der Predigt den Gottesdienst zu stören: er trat mit einem Mal aus seinem Sitze, redete und gestikulierte sich wie ein Unsinniger und mußte durch einige vernünftige Männer, die seiner mächtig waren, aus der Kirche geleitet werden, worauf wieder Ruhe entstand.

Ich halte es für nötig, um der Kirchenpolizei willen Ew. Wohlgeboren diesen Vorfall zu melden und ersuche Sie gehorsamst, hiervon weiteren Bericht abzustatten. Vielleicht wäre es nötig, sich seiner Person sogleich zu versichern, damit er nicht andere durch seine Verführung anstecke und nicht abermal hier heilige Zusammenkünfte störe. Es würde mir lieb sein, wenn er in sein Vaterland zurückgeschickt würde, oder sollte es an ihm befunden werden, daß wirklich seine Vernunft zerrüttet sei, so würde er sich sehr gut zum Irrenhause schicken.

Mit vollkommenster Hochachtung mich empfehlend

Der Pastor. Linkmeyer.

Baldorf, den 6. Mai 1833.“

auf das „authentische“ Zeugnis des benachbarten Pfarrers Nummerow auf dem Berge vor Herford. Wir kennen Nummerow auch aus den Akten, die Gedike mitteilt, und zwar als Ankläger der Quäker im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. Sein Bericht über das Ereignis, das er schwerlich miterlebt hat, wird die Sache eher vergrößert als verfeinert haben. Die Bauernüberlieferung ist nach Schmidt wiedergegeben. Auch Harland: Geschichte der Herrschaft und Stadt Blotho (Verlag von Thorein u. Sitte, Blotho 1888) erzählt die Geschichte Tschirschkys (S. 72—74). Er verlegt die Störung des Gottesdienstes nach Bergkirchen. Dort soll Tschirschky, als der Pastor geendet hatte, ausgerufen haben: „Liebe Gemeinde, du bist betrogen!“ Diese Form des Berichts nähert sich, wie überhaupt das, was Harland mitteilt, der Tschirschky-Legende (s. u.).

An demselben Tage schrieb Tschirschky ins Gedenkbuch:

„Den 6. Mai 1833.

Habe gestern in dem Kirchhause geredet, nachdem ich mehrere Wochen innerlich vom Geiste darauf gerüstet worden, bin aber herausgestoßen worden. Herr hilf, Herr laß wohl-gelingen.“

So hatte er denn die ganz außergewöhnliche Tat vollendet. Ob er dadurch Seelen gewonnen hat, wissen wir nicht. Man darf wohl eher annehmen, daß manche Stillen im Lande die ihm bisher gefolgt waren, nach diesem gewaltsamen Vorgehen an dem neuen Propheten irre geworden sind. Ob er selbst von dem Erfolg befriedigt war, geht aus seinen Worten nicht hervor. Eins aber ist gewiß: er war überzeugt, nicht aus sich selbst heraus, sondern allein durch den Geist getrieben gehandelt zu haben, und so ertrug er es auch demütig als ein gottgewolltes Leiden, daß man ihn aus der Kirche hinausgestoßen hatte.

In den nächsten Tagen galten seine Gedanken wieder der neuen Gemeinschaft, die er gegründet hatte, und er kam jetzt zur Klarheit in der Frage der Taufe. Man dürfe die Kinder taufen, bei denen aber, die aus der übrigen Christenheit in reiferem Alter „der Wahrheit gehorsam“ würden, d. h. der neuen Gemeinschaft sich anschließen, sei eine Wiedertaufe nicht vonnöten. Er schreibt:

„Den 10. Mai 1833.

Mir heute klar geworden, daß man die, welche nun der Wahrheit gehorsam werden (nämlich in der Christenheit), nicht nötig habe, noch einmal zu taufen, weil sie ja durch die Tat, mit welcher sie sich den Leiden unterwerfen, beweisen, daß sie den Geist haben, der in der Taufe gegeben werden soll, so wie man auch bei den Märtyrern das Martyrium auch bei Katechumenen (d. h. Ungetauften) als Taufe ansah; und außerdem auch solche, die von der Wahrheit auf eine Zeitlang abfielen, dann aber reuig wieder umkehrten, nicht noch einmal taufte.

Würde die heilige Kindertaufe von Täufern und Taufzeugen und Eltern im wahren Glauben verrichtet, so würde sich Gott den Kindern nicht vorenthalten; aber alles wird ja durch die Erziehung wieder verdorben!“

Am folgenden Sonntag hatte er lebhaftere Auseinandersetzungen mit befreundeten Bauern, besonders, wie es scheint, in der Frage der Sakramente:

„Den 14. Mai 1833.

Vergangenen ersten Tag dieser Woche (vorgestern) war des Morgens Versammlung bei mir, worunter sich auch Christine befand, die ich in ihrer Argwöhnigkeit strafen mußte! Nachmittags war ich bei Leuten in der Nachbarschaft, wo im Anfang alles recht gut ging, aber nachher durch Christian und Hinnerk, die meine Worte bestätigen wollten, Streit herbeigeführt wurde, ob durch ihre Schuld oder nicht, lasse ich dahingestellt sein! — Gestern morgen, als Bogt noch liest, kam der alte Dietrich von Korshofen, war aber so hochmütig und dem Worte der Lehren hinsichtlich des Abendmahls des Herrn widersprechend, daß ich ihn seiner Wege gehen hieß, welches er mit einer neuen Beschimpfung tat!“

So hatte er sich mit mehreren von denen, die ihm bisher zugetan waren, bitter entzweit. Und die beiden, mit denen es den ärgsten Bruch gegeben hatte, Christine, die er wegen ihres Argwohns anfahren mußte, und der alte Dietrich, der vom Cordeshof kam, und den er wegen seines Hochmuts hinauswarf, waren gewichtige Persönlichkeiten. Das war aller Wahrscheinlichkeit nach niemand anders als das uns wohlbekannte Ehepaar Dietrich Reckfuß und Christina geb. Cordes, die Häupter der Quäkergemeinde.

Während er sich so im engsten Kreise seiner Gesinnungsgenossen mit Gewalt gegen alle widerstrebenden Geister durchsetzte, wuchs nach außen hin sein Eifer für die Bekehrung des Volkes. Immer weiter zog er den Kreis seiner Wirksamkeit. Er reiste durch das Ravensberger Land und predigte öffentlich Buße, wo er ging und stand, ohne Furcht vor den Nachstellungen der Polizei, in denen er ein Werk des Antichrists erblickte. Er wollte in der Nachfolge Jesu lehren und wirken, wie der Meister gelehrt und gewirkt hatte. So predigte er das Evangelium auf den Straßen der Dörfer und Städte und begann sogar den Kranken im Namen Jesu die Gesundheit zu verkündigen. Von einer solchen Reise, die auf den letzten Sonntag vor Pfingsten fiel, erzählt er im Gedenkbuch:

„Den 21. Mai 1833.

Gestern von einer Reise nach Eidinghausen und Minden zurückgekommen, auf welcher der Herr viel Gnade und Segen geschenkt hat und ich auch mehreren Kranken habe im Namen Jesu Gesundheit verkündigen können, von denen auch einer sogleich besser geworden, welches ich auch von den andern glaube, die ich jedoch sogleich wieder verlassen mußte.

Es ist mir heute klar geworden, wie schon früher, daß kein einziger Prediger im Staat sein Amt behalten könnte, wenn er die völlige Wahrheit redete und nicht in irgend einem Stück dem Antichrist unterwürfig bliebe, sofern nämlich nicht König und Obrigkeit zur Buße und Überzeugung der von dem Prediger geredeten Wahrheit gelangte!“

An dem Tage, da er dieses schrieb, erlebte er wieder ein helles Aufleuchten der Blut frommer Begeisterung, die in ihm brannte, und die folgende Nacht brachte gleichsam als Bestätigung feurige Träume. Er schrieb ins Gedenkbuch:

„Den 22. Mai 1833.

Gestern morgen im Gebet wieder in voller Kraft empfangen (nicht ich, sondern Christus lebt in mir), welcher sich heut offenbart als leidend und sterbend für alles Volk. — Amalie erzählte mir soeben von einem Traume von heut nacht mit Donner und Flammen vom Himmel, wobei ich erinnert werde, daß auch ich heut von herabfallenden großen Feuermassen geträumt, die übrigen dabei gesehenen Dinge aber habe vergessen!“

So war er aufs neue der Heiligkeit seiner Sache gewiß geworden und konnte guten Mutes in die Zukunft schauen.

Das Ende.

Aber nun schritt die Obrigkeit ein. Seit mehr als vierzig Jahren hatten die Quäker der Mindener Regierung große Schwierigkeiten bereitet. Aber was man jetzt erlebte, war doch noch nicht dagewesen. Ein Mann, der mit einem solchen Eifer wie Tschirshky allen gesetzlichen Bestimmungen zum Trotz immer wieder in den Häusern und auf den Straßen predigte, ja sogar sich nicht scheute, während des öffentlichen Gottes-

dienstes seinen Mund aufzutun, war doch auch in Ravensberg eine neue Erscheinung. Ein so unruhiger Geist mußte gedämpft werden. Dazu fühlte die Regierung sich um so mehr verpflichtet, weil sie im ganzen Lande die verbotenen frommen Versammlungen sich mehren sah. Nebenbei spielte wohl auch die Furcht vor Demagogie und Revolution bei den Männern der Staatsverwaltung gerade in jenen Jahren eine nicht unerhebliche Rolle.

Der Bürgermeister Poelmahn hatte die Anzeige Linkemeyers sofort an den Landrat von Borries in Herford weitergegeben und in seinem Begleitschreiben den Leutnant als einen Mann bezeichnet, der „wegen heftiger religiöser Schwärmerei hinlänglich bekannt und wegen häufiger Störung der öffentlichen Ruhe durch Bußpredigten auf der Straße wiederholt und ernstlich gewarnt“ sei. Der Landrat verfügte am 10. Mai die Eröffnung des Verfahrens wegen Störung des Gottesdienstes. Wenige Tage später traf auf dem Kochhof folgendes Schreiben ein:

„Blotho, den 15. Mai 1833.

An den ehemaligen Herrn Leutnant von Tschirschky
zu Wehrendorf.

Es wird Ihnen hierdurch eröffnet, daß Sie wegen der am 5. Mai a. c. bewirkten Störung des öffentlichen Gottesdienstes in der Kirche zu Baldorf zur fiskalischen Untersuchung und Bestrafung gezogen werden, und falls Sie sich noch einmal die geringste Störung des öffentlichen Gottesdienstes oder der öffentlichen Ruhe zuschulden kommen lassen, ohne weiteres festgenommen und gefänglich eingezogen werden.

Poelmahn.“

Am 22. Mai wurden dann Kolwes, Klocke und Müller auf dem Amt zu Blotho als Zeugen des Auftritts in der Baldorfer Kirche vernommen, und am 25. Mai vormittags 9 Uhr mußte Tschirschky selbst vor dem Bürgermeister erscheinen. Er wurde zunächst über seine Herkunft, seine Verabschiedung, seine Eheschließung, sein Verhältnis zu den Quäkern und seine sonstigen Lebensumstände befragt.¹⁾ Dann wurde er aufgefordert,

¹⁾ Der erste Teil des Protokolls, der von diesen persönlichen Ver-

sich über die Störung des Gottesdienstes zu erklären und machte darüber folgende Aussagen:

„Ich leugne nicht, am Sonntag den 5. Mai das Kirchhaus zu Baldorf besucht zu haben, verabrede auch nicht, dort während des ersten Absatzes der Predigt mich von meinem Sitz erhoben und die ungefähren Worte ausgesprochen zu haben: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre! Wie bedaure ich euch, ihr armen Seelen! denn euer Lehrer ist ein falscher Lehrer, ein falscher Prophet.“ Auch bemerke ich auf Befragen, daß am 5. Mai bei meinem Aufenthalt in dem Kirchhause zu Baldorf ich, wie ich gewöhnlich zu tun pflege, einen Stock bei mir führte, den ich aber, wie immer, nur zu meiner Stütze gebrauchte. In diesen allen von mir keineswegs verabredeten Tatsachen kann ich übrigens keine Störung des öffentlichen Gottesdienstes, deren nächstseitige gesetzliche Folgen mir sehr wohl bekannt sind, finden, muß vielmehr erklären, daß ich die am 5. Mai in

hältnissen spricht, ist natürlich eine Quelle ersten Ranges für die gesamte Lebensgeschichte Tschirschkys und ist daher oben schon mehrfach (S. 5 f., 42, 56) benutzt worden. Er hat folgenden Wortlaut:

„Mein Name ist Carl Otto Heinrich von Tschirschky. Ich bin in Kaulwitz, einem Rittergut bei Namslau in Schlessien geboren, besuchte später die Schulen zu Öls und Brieg und trat im Jahre 1820 in meinem 18. Lebensjahre bei dem Gardehusaren-Regiment zu Berlin, welches später nach Potsdam versetzt wurde, in den königlich preussischen Militärdienst. Ich bin am 13. Juni 1832 aus meinen Dienstverhältnissen aus dem Grunde entlassen, weil ich erklärte, daß es mir mein Gewissen verbiete, ferner einen Eid zu leisten, meiner Meinung nach unbußfertige Prediger zu hören und auf Befehl des Regiments einen Gottesdienst zu besuchen, den meine innere Überzeugung mir als mangelhaft und verderblich bezeichnete. Zur Zeit meiner Entlassung lernte ich den Simon Varenbrinck aus Bonneberg bei Blotho kennen, welcher sich damals gerade in Potsdam aufhielt, um wegen Beschränkung seiner durch Gesetze ausgesprochenen Gewissensfreiheit bei Sr. Majestät dem Könige persönlich Beschwerde zu führen, und entschloß ich mich, mit ihm nach Bonneberg zu ziehen, um dort diejenigen Personen kennen zu lernen, von denen ich glaubte, daß sie mit mir gleiche religiöse Überzeugung hegten. Diesen Plan habe ich ausgeführt und mich am 19. Dezember 1832 in Eidinghausen, Kreises und Regierungsbezirktes Minden mit Amalia von Hahn aus Breslau, verhehlicht gewesene Intendanturrätin Salemon, nach den Gebräuchen der Quäkergemeinde und unter Zuziehung des Gesellschaftsschreibers Rappermann sowie aller gegenwärtigen

dem Kirchhaus zu Baldorf gehaltene Versammlung für eine solche hielt und auch noch halte, in welcher die wahre Beteuerung Gottes, wie uns solche die Heilige Schrift vorschreibt, nicht stattfindet. Aus diesem Grunde glaube ich im gegenwärtigen Falle um so weniger straffällig zu sein, als mich meine religiösen Überzeugungen und der Drang meines Gewissens antreiben, dahin zu wirken, meinen Mitmenschen die wahre und reine Lehre zu verkündigen. Ich bitte mich mit aller Strafe zu verschonen, unterwerfe mich übrigens denjenigen entscheidenden Folgen, die ein späterer weltlicher Richter über mich erkennen wird, und erkläre zum Schluß, daß ich mich zu keiner vom Staate rezipierten und geduldeten Glaubenssekte bekenne, vielmehr lediglich meiner eignen religiösen Überzeugung mit der mir erworbenen Erkenntnis des Wahren und Guten lebe.“

Am Tage nach dem Verhör schrieb Tschirschny folgendes in sein Gedenkbuch: —

Mitglieder der Gesellschaft ehelich verbunden. Das über diesen Akt aufgenommene Dokument, welches übrigens in Abschrift bei der Quäkergemeinde in Eidinghausen hinterlegt ist, habe ich an das Pupillenkollegium des königlichen Kammergerichts zu Berlin eingesandt, und bin ich bereit, dasselbe auf Erforderung zu produzieren. Ich muß auf Befragen erklären, daß ich kein wirkliches Mitglied dieser Gesellschaft bin, daß jedoch meine religiöse Überzeugung in vielen Punkten mit den Grundsätzen dieser Gesellschaft der Freunde übereinstimmt, weshalb ich es denn auch für angemessen erachtet habe, meine Ehe in der Form einzugehen, wie die Quäkergemeinde diese für genügend hält. Gegenwärtig lebe ich mit meiner Frau und deren zwölfjähriger Tochter, die ich in den Grundsätzen der Religion und den erforderlichen Zweigen des Wissens im gewöhnlichen bürgerlichen Leben selbst unterrichte, bei dem Kolon Koch Nr. 37 zu Bonneberg und lebe von der meiner jetzigen Frau belassenen einen Hälfte der Witwenpension ad. 150 rt Gold und den Unterstützungen meiner Mutter.“ Über die persönlichen und Wohnungsverhältnisse der Quäker teilt mir Pfarrer Busse-Waldorf noch folgendes mit: Johann Simon Heinrich Bege mann (genannt Varenbrinck), verheiratet am 1. 7. 1822 mit der Witwe Anne Christine Charlotte Varenbrinck geb. Kastrop, war Besitzer des Hofes Nr. 8 auf dem Bonneberg, verpachtete aber dieses Grundstück und zog auf das Kolonat Cordes Nr. 9 in Wehrendorf zu dem kinderlosen Ehepaar Dietrich und Christina Reckesfuß (genannt Cordes), von denen er später diesen Hof erbte. Über den Kochhof s. o. S. 56, Anm. 1.

„Den 26. Mai 1833.

Gestern zur Verantwortung in Blotho gewesen, woselbst ein dreistündiges Verhör stattfand, von Seiten des Bürgermeisters über mich und Amalien, in welchem ich die liebevolle Führung meines Vaters im Himmel deutlich erkannte, der alle Fragen und Antworten nach seiner Weisheit leitete.

Es wird wohl Leiden geben, aber ich hoffe, zur Verherrlichung Gottes und Rettung der Menschen.

Am Abend erhielt ich eine herzliche Stärkung vom Herrn, der mein alles sei und bleibe in Ewigkeit!“

Das waren die letzten Worte, die Tschirschny in sein Gedebuch eingetragen hat. Die Leiden, die er ahnte, kamen schnell.

Noch an demselben 26. Mai — es war der erste Pfingstfeiertag — hielt er eine Erbauungsversammlung, dieses Mal in dem Hause des Zimmermeisters Buschmeyer (genannt Winter) auf der Höhe des Winterberges. Trotz der sommerlichen Hitze war die kleine Stube bald mit Anhängern und Zuhörern dicht gefüllt, und immer neue Scharen strömten herzu, so daß die Versammlung schließlich weit über hundert Köpfe zählte. Und er begann zu predigen. Aber plötzlich erschienen mitten in der andächtigen Gemeinde zwei bewaffnete Wächter der öffentlichen Ordnung, erklärten die Versammlung für aufgehoben und den Prediger für verhaftet. Schon am Tage vorher war auf dem Amt zu Blotho die bevorstehende Versammlung angezeigt worden, und der Gendarm Geisler und der Polizeidiener Richter hatten Weisung erhalten, am Winterberge zu patrouillieren und den Störer der öffentlichen Ruhe auf frischer Tat zu arretieren. Sie fesselten ihn wie einen schweren Verbrecher. Voll Ergebung nahm der Gefangene sein Schicksal hin und beruhigte, so gut er vermochte, die aufgeregten Gemüther der anderen. „Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein“, so rief er ihnen zu, als er hinausgeführt wurde.

Nun ging es in polizeilicher Begleitung den Winterberg hinab, durch Blotho und jenseits der Stadt den Amthausberg hinauf. Da oben lag zwischen den Trümmern der alten Burg das Gefängnis.

Der Zug ging an Dr. Schraders Hause vorüber, der seinen Augen nicht traute und sofort zum Bürgermeister eilte, um Einspruch zu erheben. Der aber ließ sich nicht beirren. Er hatte im Bewußtsein seiner Pflicht den Haftbefehl gegeben und erhielt ihn aufrecht. Noch an demselben Tage schrieb er folgendes nieder:

„Blotho, den 26. Mai 1833, nachmittags 4 Uhr zeigte der Gendarm Geisler an, daß er der gestern an ihn ergangenen Requisition zufolge den inaktiven Leutnant von Tschirschky, welcher heute in der Wohnung des Koloni Winter auf dem Winterberge vor einer Versammlung von gewiß 150 Menschen beiderlei Geschlechts religiösen Vortrag nach seinen bekannten höchst schwärmerischen Begriffen gehalten, arretiert und denselben auf das amthäusliche Gefängnis geführt habe.“

Am folgenden Tage wurde der Gefangene vor den Bürgermeister geführt. Davon erzählt das Protokoll:

„Blotho, den 27. Mai 1833.

Dem heute vorgeführten inaktiven Leutnant von Tschirschky wurde eröffnet, daß er wegen der am 1. Pfingsttage, den 26. Mai d. J., auf dem Winterberge in der Wohnung des Koloni Winter gehaltenen religiösen Zusammenkunft, die gesetzlich verboten sei, jetzt bis auf weitere höhere Verfügung arretiert bleiben werde. Derselbe erklärte, daß er in der Art dieser Versammlung und in den von ihm dort gehaltenen religiösen Ermahnungen nichts Gesetzwidriges finde und sich daher auch nicht für strafbar halte.

Denunziat wurde hierauf ins Gefängnis zurückgeführt.“

Noch an demselben Tage sandte der Bürgermeister ein ausführliches Schreiben nach Herford:

„An den Herrn Landrat,
schwärmerische Umtriebe des inaktiven Leutnants von Tschirschky betreffend.

Blotho, den 27. Mai 1833.

Es kam am 25. Mai zu meiner Kenntnis, daß der inaktive Leutnant von Tschirschky, welcher bereits wegen Störung des öffentlichen Gottesdienstes in der Kirche zu Baldorf zur Untersuchung gezogen worden ist, am 26. Mai d. J., als am

1. Pfingsttage, eine große Versammlung in dem Hause des Kolon Winter auf dem Winterberge, Kirchspiel Baldorf halten wollte. Da ich bei der bekannten, alle bisher gekannten Grenzen überschreitenden religiösen Schwärmerei des Denunziaten nicht hoffen durfte, seinen Entschluß durch sanfte und ruhige Überredung, wie ich bereits mehrfach versucht, zu ändern, da wartete ich die Ausführung des Vorhabens ab und ließ gestern durch den Gendarm Geisler den p. Tschirschky, welcher in dem Hause des p. Winter vor einer großen Versammlung von gewiß 150 Menschen laut predigte, arretieren. Obgleich ich nicht behaupten werde, daß die von dem Denunziaten öffentlich und ohne allen Rückhalt ausgesprochenen religiösen Grundsätze den Lehren des Evangeliums zuwider oder der Ruhe und Sicherheit gefährlich werden könnten, so halte ich doch dafür, daß die Art und Weise des Vortrages und die zu diesem Behufe gewählten Orte den ungünstigsten Eindruck auf das Gemüt des halbgebildeten Landmannes nicht verfehlen können. Die Erfahrung lehrt dieses immer mehr, da täglich die Zahl der Beter und Faulenzer in den Landgemeinden Erter und Baldorf, dem Wirkungskreise des Denunziaten, zunimmt. Indem ich mich beehre, dieses hierdurch gehorsamst zu berichten, bemerke ich zugleich, daß ich den Grund der Geneigtheit des Volkes, den p. von Tschirschky zu hören und dessen religiöse Vorträge zu bewundern, theils in der Persönlichkeit des Denunziaten, der eine nicht gewöhnliche Gabe religiöser Beredsamkeit besitzt, finde, theils aber auch in der äußerst unvollkommenen Amtstätigkeit der Prediger der hiesigen Landgemeinden suchen muß, die, unter nicht zeitgemäßen Verhältnissen gebildet, jetzt wegen körperlicher und geistiger Stumpfheit nicht imstande sind, den krankhaften geistigen Zustand vieler Gemeindeglieder richtig zu würdigen und zweckmäßige Mittel zur Beseitigung dieses Übelstandes zu ergreifen.

Um aber wenigstens vorläufig stündlich erneuerten ähnlichen Geseßüberschreitungen vorzubeugen, habe ich, wie bereits eben angeführt, den p. von Tschirschky auf frischer Tat arretiert und erlaube mir hierdurch gehorsamste Anfrage: bis wie weit ich diese gefängliche Haft ausdehnen und ob vielleicht ein allgemeines Verbot an sämtliche Eingeseßene, die Versamm-

lungen des Denunziaten nicht in ihren Wohnungen ferner zu dulden, zweckmäßig erscheinen dürfte?

D. B. Poelmahn."

Auf dieses Schreiben erhielt der Bürgermeister vom Landrat folgende Antwort:

„Sie haben den Leutnant außer Dienst von Tschirschky, wie ich Ihnen auf Ihren Bericht vom 27. d. M. eröffne, bis zu näherer Bestimmung in Haft zu behalten, jedoch darauf zu achten, daß solcher sonst anständig behandelt wird.

Herford, den 29. Mai 1833.

Königlich preuß. Landrat
von Borries."

So blieb der Gefangene nach wie vor in Haft. Dabei ließ freilich die anständige Behandlung zu wünschen übrig. Nicht als ob es den Beamten an gutem Willen gefehlt hätte, aber das Gefängnis, wo der ehemalige Gardeoffizier mit mehreren Gefangenen einen Raum ohne Bettstelle teilen mußte, war nicht eben in einem sehr menschenwürdigen Zustand. Und die Folgen blieben denn auch nicht aus. Etwa acht Tage nach seiner Verhaftung brach der Gefangene unter einer schweren Krankheit zusammen. Dr. Schrader, sein wohlwollender Freund, eilte ihm zu Hilfe und schrieb sofort an den Bürgermeister:

„Ew. Wohlgeboren glaube ich ergebenst anzeigen zu müssen, daß der hier inhaftierte v. Tschirschky an Lungenentzündung und Gallenfieber erkrankt sei, und erlaube mir zu bitten, daß demselben durch den Gefangenenwärter Stemmer auf Ihre gefällige Anweisung eine Bettstelle verschafft werde. Auf seinem jetzigen Lager ist der Patient Erkältungen ausgesetzt, welche seinen Krankheitszustand unausbleiblich verschlimmern würden.

Hochachtungsvoll Ew. Wohlgeboren ergebenster
Schrader.

Auf dem Amthausberge, den 4. Juni 1833."

Dieser Brief hatte Erfolg. Die Bettstelle wurde sogleich besorgt, und der Gefangenenwärter erhielt außerdem die strenge Weisung, niemanden zu dem Gefangenen hineinzulassen außer

seiner Gattin und seinem Arzt. So wurde seine äußere Lage erträglicher. Amalie pflegte ihn hingebend. Dr. Schrader besuchte ihn täglich und wandte ihm alle Sorgfalt und die herzlichste Freundschaft zu, und nie hat er die Worte vergessen, die der Kranke bei einem dieser Besuche leise vor sich hin sprach:

„Ein Arzt ist uns gegeben,
der selber ist das Leben,
Christus, am Kreuz gestorben,
hat uns das Heil erworben.“

Über alle liebevolle Pflege und alle ärztlichen Bemühungen waren vergebens. Die leibliche Kraft des Gefangenen schwand schnell dahin. Schon 14 Tage nach seiner Verhaftung, am Sonntag den 9. Juni 1833, um 11 Uhr abends, ist er entschlafen.

Kurz vor seinem Tode hatte er den Wunsch ausgesprochen, an der Stätte begraben zu werden, an der er seine letzte Versammlung gehalten hatte. Für Amalie war es Herzenssache, den letzten Willen ihres geliebten Mannes zu erfüllen, und sie bot alle ihre Tatkraft auf, um zu erreichen, was sie wollte. Sie trug ihre Bitte zuerst dem Bürgermeister vor, hatte aber bei ihm keinen Erfolg. Da wandte sie sich an den Landrat mit folgenden Zeilen:

„Es hat Gott gefallen, die irdischen, unrechtmäßigen Bande meines Gatten Carl von Tschirshky zu lösen und ihn zur ewigen Freiheit zu berufen! Durch Gottes Gnade von seinem herannahenden Tode überzeugt, teilte mein Mann mir seine Wünsche in betreff der letzten äußeren Angelegenheiten mit, darunter auch der innige Wunsch enthalten: daß seine irdische Hülle am Winterberge auf den Gründen des Kol. Winter oder Buschmeyer als dem Ort seiner Gefangennehmung möge zur Ruhe bestattet werden. Dem Bürgermeister als die nächste Behörde teilte ich seine Wünsche mit, wurde aber damit abgewiesen, und so wende ich mich denn an Dich mit derselben, lieber Landrat, Gott wolle doch Dein Herz regieren, daß Du mir die Gewährung erteilest und dadurch ein Unrecht zu vergüten suchest, welches ihm, der nie etwas Übles wollte, sondern nur seinen Mitbrüdern durch die Verbreitung der Wahrheit diente, auf eine harte Weise widerfahren ist. Er konnte in

den letzten Augenblicken für seine Verfolger bitten, ich desgleichen! Gewähre mir meine Bitte um Gottes willen, der demaleinst der Richter aller unsrer Handlungen sein wird. Den Grund, welchen mir der Bürgermeister angab, es könnten Unruhen hieraus entstehen, hast Du nicht zu befürchten. Ich sage gut dafür.

Amalie von Tschirschky geb. von Hahn.

Blotho, den 10. Juni 1833."

In Herford war man nicht gewillt, die Bitte zu gewähren. So ging die Sache weiter an die Regierung in Minden. Hier endlich fand die Witwe Gehör. Und so konnte denn der letzte Wunsch des Heimgegangenen wenige Tage nach seinem Tode erfüllt werden. Der alte Fährmeyer, ein Ackerbürger aus Blotho, der dem Verstorbenen treu ergeben war, fuhr den Sarg auf die Höhe des Winterberges. Dort wurde er im Buschmeyerschen Hofe in die Erde gesenkt. Eine große Menge Volks gab dem dankbar verehrten Manne das letzte Geleit.¹⁾

So starb Carl von Tschirschky, ein Opfer seines Eifers, in der Blüte der Jahre. Von Heiligem Geiste getrieben, voll unbegrenzter Hingabe an Gottes Sache, ehrlich bemüht, das Heil und den Heiland zu finden und anderen zu zeigen, rastlos bestrebt, die Sünde in sich und anderen niederzukämpfen, hat er sich zu einer königlichen Höhe der Gotteskindschaft und Weltüberwindung emporgeschwungen und ist sicher vielen zum Segen geworden. Aber ein Stürmer und Dränger, der er war, leidenschaftlich von Natur, kriegerisch von Beruf, ließ er sich durch Schwärmer in die Irre leiten, verlor mehr und mehr das Verständnis für das Wirkliche, Natürliche, Weltliche, Menschliche, verkannte mehr und mehr den Wert von Staat

¹⁾ Die Nachrichten über die letzte Versammlung, über Gefangenschaft, Tod und Begräbnis sind im wesentlichen aus den Blothoer Akten geschöpft, ergänzt durch einzelne Züge aus Schmidt und Langewiesche. Harland (Geschichte Blothos) teilt mit, daß als Gefängnis damals das heutige Wirtschaftsgebäude auf dem Amtshausberge diente. Nach dem Lemgoer Gemeindeblatt 1885 (Nr. 12) hat der „alte Behrmeyer“ den Sarg gefahren. Das Fährmeyersche Grundstück (in Blotho dicht an der Weser) war, wie sich aus den Akten ergibt, nächst dem Buschmeyerschen Hof als Begräbnisplatz in Aussicht genommen.

und Kirche, erklärte schließlich allen irdischen Gewalten den Krieg und erlag rasch der unerbittlichen Übermacht ihrer strengen Gesetze. So steht er vor uns, eine Märtyrergestalt ältesten Stils mitten im Zeitalter der Glaubensfreiheit, Aufklärung und Humanität, gewiß eine höchst merkwürdige Erscheinung, kein Heiliger ohne Fehler und Schwächen, aber auch kein alltäglicher Mensch, sondern ein starker Geist und ein tapferer Kämpfer, der seine eigne Person einer großen Sache geopfert hat.

Urteile.

Der Eindruck, den Tschirschky bei seinen Zeitgenossen hinterließ, war sehr verschieden, und ihre Urteile gehen denn auch weit auseinander. Eglert beschließt seine Erzählung mit folgenden Worten: „Der große Haufe hielt ihn für verrückt, wenige gedachten seiner mit Behmut, und die Gleichgesinnten nannten ihn einen Märtyrer.“

Im Sterberegister der St. Stephansgemeinde zu Blotho findet sich folgende Eintragung:

„Dieser Mann hatte überspannte Begriffe, wollte alle Menschen bekehren, störte an einem Sonntag in der Kirche zu Baldorf während der Predigt den öffentlichen Gottesdienst, predigte auf öffentlichen Straßen in Blotho. Einst versammelte sich auf dem Winterberge eine große Menge Menschen um ihn, denen er ebenfalls die Köpfe zu verdrehen bemüht war. Auf Befehl der Polizeibehörde wurde er bei dieser Gelegenheit gefangen genommen und ins Gefängnis gesetzt, wo er dann auch starb. Er war früher in Berlin.“

Und die königliche Regierung zu Minden berichtete an den Oberpräsidenten der Provinz Westfalen:

„Der Leutnant a. D. von Tschirschky ließ sich im Monat Juli 1832 bei dem Pietisten Kolonus Barenbrinck in Wehrendorf, Kreises Minden nieder und trieb sich unter den Frömmern in Wehrendorf, Bonneberg und Umgegend umher. Er wurde wegen Störung des öffentlichen Gottesdienstes und weil er den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen zuwider in Privathäusern und im Freien religiöse Versammlungen gehalten, am

26. Mai 1833 von Polizei wegen verhaftet, ist aber bereits am 9. Juni an den Folgen eines gallichten Nervenfiebers mit Tode abgegangen."

So haben die Hüter der öffentlichen Ordnung in Kirche und Staat ihren sonderbaren Zeitgenossen mit harten Worten verurteilt. Aber die Bauern, unter denen er wie ein Prophet gelebt, denen er wie ein Bote Gottes das Evangelium gepredigt hatte, bewahrten ihre warme Dankbarkeit und tiefe Verehrung. Und in ihrer frommen Erinnerung verklärte sich das Bild des Heimgegangenen unwillkürlich zu einer hohen Heiligengestalt, die in erhabener Klarheit leuchtete, während alle Schatten des Allzumenschlichen verschwanden. Und je mehr in den folgenden Jahrzehnten die Erweckungsbewegung mit dem kirchlichen Leben verschmolz, und je mehr die Kirche im ganzen sich von der Aufklärung abwandte und zum reformatorischen Bekenntnis zurückkehrte, desto mehr verwandelte sich in der Erinnerung des Volkes der stürmische Gegner der Kirche, der von dem göttlichen Licht in seinem Innern zeugte, in einen Verteidiger des rechtgläubigen Luthertums gegen Union und Rationalismus.

So konnte man dann etwa ein halbes Jahrhundert später in der Gegend um Baldorf die Tschirschky-Legende folgendermaßen erzählen hören:¹⁾

¹⁾ Die folgende Erzählung geht fast wörtlich auf eine Darstellung zurück, die Professor Rothert-Münster, ehemals Pfarrer in Lemgo, nach Mitteilungen benachbarter Bauern im Lemgoer Gemeindeblatt 1885, Nr. 8 gegeben hat, bereichert um einige Notizen in Nr. 11 und 12 desselben Blattes und um Stücke aus ungedruckten Aufzeichnungen, die mir Rothert zur Verfügung gestellt hat. Die Duellgeschichte entnehme ich dem Bericht von Tiesmeyer (Die Erweckungsbewegung in Deutschland I, 2. Aufl., S. 29), der, wie er mir mitteilt, in der Gegend aufgewachsen ist und namentlich in den Jahren 1860—1864 mit frommen alten Männern verkehrt hat, die den Leutnant noch persönlich gekannt hatten. Die Darstellung in Tiesmeyers Werk ist im übrigen sehr kurz und bietet nichts Eigentümliches. Sie fußt im wesentlichen auf Schmidt. Dieser hat seinerseits unter der Überschrift: „Ein einsames Grab“ in den „Ravensberger Blättern“ (1903, Nr. 9) den Tiesmeyerschen Bericht abgedruckt, dazu die Bemerkungen des Blothoer Sterberegisters, mit Abbildungen vom Grabe und von Tschirschky selbst. Nach Tiesmeyer erzählt die Geschichte Tschirschkys ganz kurz auch Eichhoff in der Festschrift „Minden-Ravensberg“ (S. 112). An der Duell-

„Es war einmal ein hoher Offizier von altem, vornehmem Adel, Carl von Tschirschky mit Namen, der stand bei seinem preußischen König in großem Ansehn, weil er ihm treu diente. Nicht minder treu aber diente er seinem Herrn Jesu, dem König der Ehren.

Nun geschah es, daß in die Gemeinde Baldorf vom Konsistorium ein ungläubiger Prediger geschickt wurde. Vergeblich sträubten sich die Gläubigen dagegen. Endlich sandten sie Abgeordnete nach Berlin, um dem Könige selbst ihre Not zu klagen. Die standen den ganzen Tag in glühender Sommerhitze vor dem Schloß, allen Vorübergehenden auffallend durch die weißen Leinenröcke, die sie nach der Sitte ihrer Heimat trugen. Endlich trat ein Gardeoffizier an sie heran, erkundigte sich freundlich nach ihrem Anliegen und führte sie selbst zum Könige. Es war kein anderer als der Herr von Tschirschky, der sich der bedrängten Gläubigen angenommen hatte.

In diesen Tagen ließ der König die Herren vom Oberkonsistorium und mit ihnen den Herrn von Tschirschky zu sich kommen, um mit ihnen zu beraten, ob man dem alten Glauben noch treu bleiben sollte. Es fand sich, daß die Geistlichen zu allem, was man wünschte, bereit waren. Wer aber nicht bereit war, das war der gläubige Offizier. Er fuhr auf und schalt alle diejenigen Diebe und Mörder, die ihren Glauben verhandeln wollten. Aber er drang nicht durch, und weil er sich einem Lieblingsplan des Königs widersetzte, fiel er bei seinem hohen Herrn in Ungnade.

Um dieselbe Zeit begab es sich, daß er hörte, wie ein anderer Offizier Schmähworte wider Gott und die Religion redete. Da legte er vor dem Lasterer ein kräftiges Zeugnis von unserm Heil in Christo Jesu ab. Es kam zwischen beiden zu einem heftigen Wortwechsel, der mit einer Herausforderung zum Duell endigte. Aber der fromme Offizier nahm die Forderung nicht an.

geschichte mag richtig sein, daß es vielleicht in der letzten Potsdamer Zeit eine Forderung gegeben hat. Unfre besten Quellen wissen freilich nichts davon, und die Entlassung des Leutnants ist sicher nicht aus diesem Grunde erfolgt.

Da wurde er vom Könige aus dem Dienste entlassen und von seinem Vater, der ihn nicht verstand, enterbt. Er weihte sich nun ganz dem Dienste seines himmlischen Königs, er zog durch die weiten Gegenden der preußischen Lande, und wo er irgend ein Häuflein fand, das noch in dem Glauben der Väter stand, da stärkte er die Brüder.

Da gedachte er der Leute von Baldorf, die er vor dem Schloß zu Berlin gesehen und zum Könige geführt hatte, und kam zu ihnen ins ravensbergische Land. Hier wohnte er in einem kleinen Hause auf dem Winterberge. Von da aus zog er umher, sammelte die Stillen im Lande um sich und gab ihnen Trost und Stärkung aus Gottes Wort. Er war feurig im Geiste und wollte immer ganze Arbeit tun. Er predigte gewaltig, sein Gebet riß die Seelen der Hörer mit sich vor Gottes Thron. Er heilte auch Kranke und hatte wunderbare Gebets-erhörungen. Geistliches Leben zu wecken und Seelen für den Herrn zu gewinnen war seine größte Sorge. Darüber stellte er seine eigne Person ganz in den Hintergrund. Er kam auch mit den Quäkern in Berührung, die sich damals in Minden fanden, sagte sich aber sehr bald von ihnen wieder los. Er reichete allen die Hand, die an Christum wirklich glaubten. Aber ernsthaft strafte er den Unglauben, wo er ihn auch fand.

Eines Sonntags kam er vom Winterberge nach Bergkirchen bei Minden zur Kirche. Der Pastor wußte aber nichts von dem, was ihm das Herz füllte. Er predigte nicht das Evangelium von Jesu Christo, dem Sünderheilande, sondern ging in hohen Worten von allerlei Menschenvortrefflichkeit einher. Da tat dem frommen Zuhörer das Herz weh. Er faltete unter der Predigt die Hände und seufzte zu Gott, er wolle sich doch seiner Herde selbst annehmen und das Verlorene suchen, das Verirrte wiederbringen. Sein Gesicht aber muß bei solch inbrünstigem Beten wie das des Stephanus gleich eines Engels Angesicht gewesen sein. Der Mann auf der Kanzel sieht ihn und stußt. Denn solch Gesicht voll Blut der Andacht war er in seinen Predigten nicht gewohnt zu sehen. Er stockt und muß endlich ohne Schluß die Predigt abbrechen. In der Stille aber, die nun in der Kirche entsteht, erhebt sich unser Offizier und ruft: „Liebe Gemeinde, du wirst betrogen!“ Dann fügt

er noch einige Worte aus den Tiefen geistlicher Erfahrung hinzu und verläßt das Gotteshaus.

Nicht lange danach hielt er eine Bibelstunde in seinem Häuschen auf dem Winterberge. Er spricht über das Wort: „Durch Stillesein würde euch geholfen werden.“ Da erscheinen drei katholische Gendarmen. Die bewaffnete Macht ist aufgeboden, den Störer des Gottesdienstes in das Gefängnis nach Blotho zu holen. Im Gefängnis wird er krank. Man schickt ihm Ärzte. Ihn aber drängt die Liebe zu ihren Seelen, daß er auch ihnen nur sagt von ihrer Sünde und Gottes Gnade, statt von seiner Krankheit. Sie geben ihn auf. Nur ein junger Arzt erbieht sich freiwillig, ihn zu behandeln. Als er in die Gefängniszelle tritt, ruft der Kranke ihm entgegen:

„Ein Arzt ist uns gegeben,
der selber ist das Leben,
Christus für uns gestorben,
hat uns das Heil erworben.“

Noch wochenlang lag er krank. Täglich kam der Arzt — zuletzt nicht mehr, um dem andern zu helfen, sondern um sich von ihm helfen zu lassen aus der Not der Sünde. Und beide genasen, der Arzt zum geistlichen Leben und fröhlichen Glauben an Christum, der Kranke aber zum ewigen Leben und seligen Schauen Christi, seines Herrn. Seine letzte Bitte war gewesen: „Begrabt mich auf dem Winterberge, dort oben, wo ich in der Einsamkeit und Verbannung gelebt habe, will ich auferstehen!“ So geschah's. Die Treuen aber, denen er das Wort des Lebens gesagt, konnten sein Grab nicht vergessen, und wenn der Frühling ins Land kam, dann zog's sie hinauf zu dem einsamen Grabe, neue Blumen darauf zu pflanzen, Bergig-meinnicht oder Rosen oder was ihre Armut hatte.

So stand das Grab manch Jahr — da rauschte es über ihm, denn Totengebeine wollten wieder einmal lebendig werden. Jener junge Arzt war in seinem Glauben lau und immer lauer geworden. Er hatte zuletzt das alles vergessen, was er mit dem kranken Gefangenen erlebt hatte. Da kommt ihm die letzte Krankheit. Und siehe! da ersteht der Mann aus dem Gefängnis in Blotho wieder vor seinem Auge, und von ihm gehen die Gedanken weiter zu dem, von dem jener so mächtig

geredet hatte, zu dem Manne am Kreuze, und der alte Glaube erwacht wieder. Und als seine Freunde und Berufsgenossen kamen, ihn zu trösten: „Du wirst bald wieder besser!“, da richtet er sich auf auf seinem Lager und fällt in die Knie und betet:

„Ein Arzt ist uns gegeben,
der selber ist das Leben,
Christus für uns gestorben,
hat uns das Heil erworben“ —

und ist also selig heimgegangen. So hat ihm der Herr, was er an seinem Gefangenen vor Jahren getan, gelohnt mit einem seligen Sterbestündlein.

Noch immer ist das Grab auf dem Winterberge und deckt die Reste des ehrwürdigen Mannes und ist uns heilig in unsrer Mitte. Und wenn Du einmal über den Berg gehst, nicht wahr, dann fragst Du nach dem einsamen Grabe und sprichst still ein Gebet und dankst Gott, daß er uns das helle Licht des lauterer Evangeliums wieder hat aufgehen lassen.“

Nachkommen.

So klang die Erinnerung an den merkwürdigen Mann aus den Tagen der Erweckung noch jahrzehntelang im Herzen des Ravensberger Volkes nach, und sie ist auch heute noch nicht verstummt, ein Zeichen, daß Carl von Tschirschky nicht umsonst gelebt hat, trotzdem an ihm so manches Seltsame gewesen und trotzdem er so früh ins Grab gesunken ist, noch ehe er aus dem jugendlichen Sturm und Drang heraus ins Alter der Reife gekommen war. Jedoch in dem, was er zu seiner Zeit in Ravensberg getan, ist seine Bedeutung bei weitem nicht erschöpft. Auf einem Wege, den er selbst nicht ahnte, wirkt sein Geist lebendig bis in unsere Gegenwart hinein und mag noch in der Zukunft manche Früchte bringen. Darüber müssen wir noch einige Worte sagen.

Nach dem Tode ihres Mannes verließ Amalie das Ravensberger Land und ging zu ihrer Schwägerin Henriette von Kottwitz nach Boyadel in Schlesien, wo sie wenige Monate später einem Töchterchen das Leben schenkte. Sie ist zeitlebens eine fromme Frau geblieben, hat sich aber fortan nicht mehr zu

den Quäkern oder andern Sekten gehalten, sondern ist streng kirchlich geworden. Darin hat sie die große Entwicklung des Zeitalters mitgemacht, in dem allgemein die unruhige Gärung der Erweckungsjahre in ein strenges Kirchentum überging. Die Briefe ihres Alters zeigen, wie kirchlich ihre Frömmigkeit geworden ist. Immer wieder erzählt sie darin von den schönen Predigten, die sie gehört. Von der Predigt eines Pastors in Grünberg wurde sie einmal so ergriffen, daß sie noch eine ganze Zeit nichts um sich sah und hörte. In demselben kirchlich-frommen Geiste hat sie auch ihre Tochter Henriette erzogen, die in einem langen, prüfungsreichen Leben sich als ein starker christlicher Charakter bewährt hat.

Henriette von Tschirschky heiratete im Jahre 1854 in Grünberg den Gerichtsassessor Paul Michaelis, dem sie sieben Kinder schenkte. Schon im Jahre 1866 wurde ihr Mann als junger Appellationsgerichtsrat in Frankfurt a. O. von der Cholera dahingerafft. Von nun an hat sie als Witwe unter sehr engen äußeren Verhältnissen ihre Kinder, wie man sagte, „groß gebetet“, hat sie fromm und streng, ja hart erzogen und hat Menschen aus ihnen gemacht, die in Gott verankert waren und die zugleich im Kampf des Lebens ihren Mann zu stehen wußten. Ihre beiden Töchter, Frau Superintendent Flashar und Frau Major Hoffmann, haben als Mütter vieler Kinder tapfer und freudig ihre Pflicht erfüllt. Von ihren Söhnen wurde einer, der früh verstorben ist, Marineoffizier, der älteste wurde General, ein anderer Provinzialschulrat, der jüngste Pfarrer, und einer ist gar zu den höchsten Staatsämtern aufgestiegen. Er hat während des großen Krieges das deutsche Volk vom Hunger retten helfen und hat in einer Zeit großer Not und Verworrenheit auf den Ruf seines Kaisers mutig das Amt des Reichskanzlers übernommen.¹⁾

¹⁾ Von dem Leben und der Persönlichkeit des Reichskanzlers Michaelis liegt uns bisher keine zusammenhängende Darstellung vor. Es läßt sich aber davon soviel erzählen, und mir steht eine solche Fülle des schönsten Materials zur Verfügung, daß ich mich entschlossen habe, ein Buch über Georg Michaelis erscheinen zu lassen. Dazu fühle ich mich um so mehr verpflichtet, als es während des gegenwärtigen Krieges üblich geworden ist,

Frau Michaelis war ihrem Vater Carl von Tschirschky seelisch nahe verwandt. Gottergebenheit war auch bei ihr der Kern des ganzen Wesens, und auch sie ergrimte über den Unglauben, wo sie ihn nur immer fand. Auch sie schrieb an Pastoren Briefe, in denen sie deren Predigten kritisierte, und der heilige Zorn, mit dem sie gegen Rationalismus und Materialismus zu eifern pflegte, erinnerte an die Ausfälle ihres Vaters gegen die Unbußfertigen. Aber die Frömmigkeit der beiden war doch nicht ganz von gleicher Art. Für den Vater war das Aufgehen in Gott, das Einswerden mit Gottes Wesen der Gipfel des Lebens; die Tochter fand den Frieden vor allem in dem Erlebnis der göttlichen Gnade, die um Christi willen dem Gläubigen seine Sünden vergibt.

Bald nach dem Tode ihres Mannes begann Frau Michaelis für ihre Kinder eine Hauschronik zu schreiben. Darin hat sie auch die Lebensgeschichte ihres Vaters kurz erzählt. Die Art, wie sie das tut, voll Ehrfurcht, aber doch nicht ohne Kritik, ist bezeichnend für das, was sie mit ihrem Vater verband, und zugleich für das, worin sie sich von ihm unterschied. Sie schreibt:

„Das Leben meines Vaters schließt einen heißen Kampf seiner unsterblichen Seele mit dem Schicksal ein — er war von Gott begnadigt mit Wiedergeburt und Erneuerung seines inneren Menschen, und wenn ich auch nie sein Antlitz geschaut, oder noch als Kind von ihm gesegnet worden bin, so weiß ich doch, daß seine Liebe zum Herrn, durch die er auch meine Mutter fürs Reich Gottes gewann, mir zugute gekommen ist, und daß ein Funcklein von seinem Geiste in mir glimmt, meist so schwach, daß ich vor dem Erlöschen zittere, dann aber auch wieder genährt durch das selige Bewußtsein, daß es mein geliebter Mann nicht in mir verachtet, sondern Gott dafür gepriesen hat. —

Aus der Jugend meines Vaters weiß ich gar nichts, nur daß er als Offizier in Potsdam bei den Gardehusaren stand, bis er durch die wunderbare Gestaltung seines inneren Lebens

dem deutschen Volke die Schicksale seiner Helden zu erzählen. Unter ihnen muß auch Michaelis seinen Platz haben.

und durch die äußeren Folgen davon gedrängt wurde, seinen Abschied zu nehmen, meine Mutter zu heiraten und mit ihr nach Blotho in Westfalen zu ziehen. Dort lebten sie unter einem angenommenen Namen in einfachen bäuerlichen Verhältnissen, zu einer Quäkergesellschaft sich haltend. Da diese Sekte jedem, der sich berufen fühlt, das Reden in ihren Versammlungen erlaubt, so gewann mein Vater durch seine außerordentliche Begabung bald aller Herzen; sie strömten ihm zu, und voll des Heiligen Geistes hat er mit hinreißender Beredsamkeit in Christo Jesu gepredigt — bis eines Tages sein Eifer ihn in der Kirche, wo er einen ungläubigen Prediger predigen hörte, verleitete, laut seine Entrüstung kundzutun mit den Worten: „Glender, du lügst!“ In der damaligen Zeit, wo der Unglaube noch im Schwange ging, ergriff man mit Freuden dies Ereignis, meinen unglücklichen Vater zu strafen. Er wurde gefangen und starb nach wenigen Monaten im Staatsgefängnis auf dem Winterberg bei Blotho an einem hitzigen Nervenfieber.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß seine religiöse Richtung etwas Fanatisches angenommen hatte — aber doch wird Gott der Herr sein Herz angesehen und seinen Glauben ihm zur Gerechtigkeit gerechnet haben. Heiße Kämpfe sind durch seine Seele gegangen in der Zeit der Erweckung, wo ihm einmal das zügellose Leben seiner Kameraden, dann aber auch das eigene Fleisch und Blut so furchtbar schwer fiel. Ich habe das aus Tagebüchern, die er geführt, wo es wie ein Notschrei durch alle Seiten klingt.

Seine Familie verdachte ihm sein Tun und Handeln natürlich sehr, besonders seine Mutter, die auch in Potsdam lebte und eine fromme, gottesfürchtige Frau war, beschwor ihn oft mit Bitten, doch seinem Stande gemäß weiter zu leben. Er glaubte aber des Herrn Gebot zu erfüllen, und verließ alles, um ihm nachzufolgen.“¹⁾

¹⁾ In der „Furche“ (Juni 1914, S. 266—279) hat Dr. Georg Michaelis unter der Überschrift „Carl von Tschirschky-Boegendorff“ das Leben seines Großvaters erzählt. Dort sind einige Sätze der Hauschronik, der Brief an Henriette von Kottwitz und der größte Teil der Aufzeichnungen im Gedenkbuch zum erstenmal veröffentlicht worden. Im

Frau Michaelis hat ebenso wie ihr Vater ihr Leben im Ravensberger Lande beschlossen. Sie ging im Jahre 1892 nach Bielefeld mit ihrem Sohn Walter, der ihrem Herzenswunsch entsprechend Pfarrer geworden war und in dem sie recht eigentlich das Abbild ihres Vaters erblickte. In seinem Hause hat sie noch acht Jahre gelebt, körperlich leidend, aber innerlich fröhlich. Die letzten Blätter der Hauschronik sind voll von Dank gegen Gott für den Trost der Sündenvergebung, für den Segen, den Gott durch ihren Sohn in der Gemeinde stiftete, und für das Wohlergehen ihrer Kinder und Kindeskinde. Sie starb im Jahre 1900, nachdem sie von ihren dreißig Enkelkindern noch die meisten hatte erblihen sehen.¹⁾

Ihr Sohn Walter ist, wie sie richtig empfand, der eigentliche Fortsetzer des Werkes geworden, das Carl von Tschirschky begonnen hatte. Er ist freilich ungleich maßvoller und nüchterner als sein Großvater, aber die Seelen zu ernstlicher Buße und Bekehrung zu treiben ist auch für ihn das Thema seines Lebens. Er ist mit mehreren seiner Brüder von der neuen Erweckungsbewegung ergriffen worden, die von Amerika und England ausgehend sich seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Deutschland entfaltete und unter dem Namen „Gemeinschaftsbewegung“ noch heute unter uns lebendig ist. Der Pfarrer Michaelis nimmt unter den Gemeinschaftschriften gemäßigter Richtung eine führende Stellung ein. Er ist Vorsitzender der Gnadauer Pfingstkonferenz gewesen und hat häufig auf christlichen Studentenversammlungen gesprochen, ja er ist sogar eine Zeitlang als freier Evangelist durch das deutsche Land gereist. Vor allem aber ist seine Wirksamkeit dem Ravensberger Lande zugute gekommen, in

übrigen benutzt Michaelis die Darstellung von Schmidt-Blötho. Den Artikel in der Kirche scheint Langewiesche (s. o. S. 49) als Quelle benutzt zu haben, soweit er nicht aus eigener Familienüberlieferung schöpft.

¹⁾ Die Enkel und Enkelinnen haben sich sehr verschiedenen Berufen zugewandt, zwei dem Studium der Theologie. Im großen Kriege sind fast alle in den Heeresdienst eingetreten. Zwei unter ihnen, der älteste Sohn des Reichskanzlers und Lic. Martin Flashar, ein hochbegabter Theologe, sind auf dem Felde der Ehre gefallen.

dessen geistlichem Mittelpunkt Bielefeld er nun schon seit Jahren tätig ist.¹⁾

Auch sein Bruder Georg, der Reichskanzler, wandelt in den Spuren Carl von Tschirschky's. Er ist seinem Großvater darin noch mehr vergleichbar, daß er nicht als Prediger von Beruf, sondern als Laie öffentlich in Ansprachen und Vorträgen für sein Bekenntnis zu Christus eintritt. Darin freilich weit von seinem Ahn verschieden, daß er der Landeskirche treu geblieben ist und den Staatsdienst nicht verlassen, sondern große und verantwortungsvolle Ämter mit Umsicht und Tatkraft verwaltet hat. Ihm liegt besonders die männliche Jugend am Herzen. Seit Jahren schon in der Friedenszeit hat er dem Christlichen Verein junger Männer und der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung immer wieder gern seine Arbeitskraft gewidmet, und vollends im Kriege hat unter seiner Führung der „Deutsche Studentendienst“ für das geistige Wohl der kämpfenden und gefangenen Brüder Großes getan.²⁾

So darf man wirklich sagen: Carl von Tschirschky hat nicht umsonst gelebt. In seinen Enkeln ist sein Geist lebendig, ja lebendiger als in ihm selbst. Die heilige Flamme frommer Begeisterung, die in ihm wild und gewaltig aufloderte und ihn selbst verzehrte, ist zu einer wohlthätigen Glut geworden, die viele erleuchtet, wärmt und stärkt. Und das einsame Grab auf dem stillen Winterberge ist zu einem Denkmal christlicher und deutscher Geschichte geworden, das von den Geheimnissen der göttlichen Kraft und Weisheit predigt.

¹⁾ Im benachbarten Deynhausen — dicht bei Blotho — betätigt sich die Witwe des Generals Michaelis in der Pflege der christlichen Gesinnung unter der weiblichen Jugend.

²⁾ Vgl. Chronik der Christlichen Welt 1917, Nr. 4 (Der Deutsche Studentendienst) und Nr. 35 (Reichskanzler Michaelis).
